

Einzelpreis 70 Heller.

Redaktion: ...

Zagereaktion: ...

Postfachamt: 57544.

Inserate werden laut Tarif ...

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der tschechoslowakischen Republik.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder bei Bezug durch die Post:
monatlich . . . Kf 16.—
vierteljährlich . . . 48.—
halbjährlich . . . 96.—
jährlich . . . 192.—

Rückstellung von Manuskripten erfolgt nur bei Einlieferung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich.

4. Jahrgang.

Mittwoch, 24. Dezember 1924.

Nr. 300.

Weihnachtsglaube.

Und die Völker sieht man schreiten,
Wie vor alten, alten Zeiten,
Völker Wacht und Beschwerden:
Friede, Friede sei auf Erden.

Max Barthel

Ein uralter Mythos erhebt vor uns, wenn wir das Wort Weihnachten aussprechen. Er ist beinahe so alt, wie die Sehnsucht leidender Menschen nach Glück und Sonne. In den Herzen der frühesten Völker wurzelt er als Glaube an die Wiederkehr des Lichtes, der lebenspendenden Sonne. In den verschiedensten Gewändern tritt er auf. Höherer Sinn wächst in ihn hinein. Wie Frühling, Sommer, Fruchtbarkeit und Wärme jährlich wiederkehren müssen, in scheinbar unwandelbarem Wechsel, so müsse auch das Glück der Erde, das goldene paradiesische Zeitalter wiederkehren. Nach rückwärts träumen die Völker und werfen das Bild dessen, was ihrer Väter Glück war, in den Spiegel der Zukunft. Es ist sonderbar, wie dann die Mythen zu einem verschmelzen und die Rüste der fernsten Nationen einander ähnlich werden. Die Sehnsucht wird Fleisch in der Jünglingsgestalt eines Erlösers, eines Gottessohnes. Im Mitras Kult der Perser, im Messiasglauben der Juden, in der germanischen Baldursage und in der Hoffnung der Ägypter auf den Sohn des Osiris wird der verschwommene Mythos religiöse Gestalt.

Tausend tiefe Ursachen bedingen es und tausend geheime Zufälle tragen dazu bei, daß der Erlöser in einem verlassenem Hirtennest Judäas geboren wird, aufwächst in der Lehre vom Sohne Davids, vom Messias der Juden, aufwächst unter dem Erlebnis der Unterdrückung einer bettelarmen Klasse von Landproletariern und Fischern durch einen herrschend und zankfüchtigen Merus, durch eine sich im Kult abschließende Besitzklasse und unter dem Eindruck der Einordnung beider als unterjochter Nation in das römische Weltreich. Aus den Philosophien dreier Welten spinnen sich Fäden in das Denkgebäude des Nazareners; ägyptische, indo-iranische und griechische Traditionen stoßen sich hart in engem Raume des alten Kanaan.

So wird das Christentum. Eine neue Seite zunächst unter hundert anderen, wohnt ihm doch, da es eben von allen etwas empfangen hatte, die Kraft inne, über den Nahmen seiner Heimat hinauszuwachsen. Der Fanatiker und Philosoph Paulus tut den großen Wurf, baut es aus zur Heilslehre aller Armen und Unterdrückten der alten Welt. Die römischen Legionen, die das Reich gegen Germanen und Perser schützen sollen, tragen seinen Todeskeim selbst vom Rhein an den Euphrat, von den Wüsten der Sahara bis an die Gestade des schwarzen Meeres. Die Germanen nehmen die neue Lehre auf und verschmelzen sie mit dem frohen Glauben an Baldur, den ermordeten und auferstandenen Lichtgott. Das Fest der Winter Sonnenwende, das Fest der Wiederkehr Baldurs aus der Unterwelt, im fassen unwirtlichen Norden begreiflicherweise das höchste Fest des Jahres wird zum Geburtsfest des neuen Gottes. Aus der Mittel, deren Zweig in der Sage den Todespfahl für den Lichtgott geliehen hat, wird das Todesymbol des Götters, der Weihnachtsbaum mit den Lichtern der Freude: das Kreuz mit der Hoffnung auf Erlösung. Ueber die Jahrhunderte hinweg dauern die christlichen Religionen, Bekennnisse, Kulte und Bräuche. Manche innere und äußere Wandlungen überdauern sie. Achtzehn Jahrhunderte sind sie alt geworden und noch ist der einzige Trost der leidenden Menschen der Glaube an das Jenseits. Hatte man einst zur Zeit der Schwärmer und Geißler, der Wiederläufer und Begeharden noch an das tausendjährige Reich geglaubt, das der Kreuztote prophezeit hatte, so blieb jetzt die Enttäuschung für diese Welt und die Hoffnung auf den Himmel. Aber die Massen der Ausgebeuteten waren Legion geworden. Die Be-

England gegen die Verlängerung der Besetzung

Freitag Botshafterkonferenz.

Paris, 23. Dezember. (Havas.) Die Botshafterkonferenz wird Freitag zusammentreten.

London, 23. Dezember. (Reuter.) Die Botshafterkonferenz wird wahrscheinlich darüber erwägen, ob Deutschland ein die Räumung der Rheinzone betreffender Bericht geschickt werden soll.

Die britische Regierung wünscht nicht, daß die Okkupation über den 10. Jänner hinaus verlängert werde. Verantwortliche Londoner Kreise erklären, daß die Verzögerung in der Ausarbeitung des Schlussberichtes der militärischen Kontrollkommission bloß dadurch verursacht wurde, daß seit der Aufokkupation keine entsprechende Kontrolle vorgenommen werden konnte.

Der Bericht der Kontrollkommission.

Paris, 23. Dezember. (Havas.) Dem „Matin“ zufolge macht der Bericht der internationalen Kontrollkommission auf die Wichtigkeit der Taufe aufmerksam, daß sich in Deutschland noch Kriegsmaterial befindet, und lenkt die Aufmerksamkeit der Alliierten auf die Rolle, welche

Eine Sitzung des Reichskabinetts.

Die Wirtschaftsverhandlungen mit Frankreich.

Berlin, 23. Dezember. (Wolff.) Das Reichskabinetts trat heute nachmittags unter dem Vorsitz des Vizelanzlers Dr. Jarros zu einer Sitzung zusammen. In der Staatssekretär Dr. Trendelenburg über den Stand der deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen Bericht erstattete.

Das Urteil im Ehrenbeleidigungsprozeß Ebert-Rothardt.

Rothardt zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Berlin, 23. Dezember. (Eigenbericht.) Im Beleidigungsprozeß des Reichspräsidenten gegen den Redakteur Rothardt aus Stuttgart wurde heute früh das Urteil gefällt; der Angeklagte wurde wegen öffentlicher Beleidigung, begangen durch die Behauptung, der jetzige Reichspräsident habe durch die Beteiligung am Munitionsarbeiterstreik im Jahre 1918 Landesverrat begangen, zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt. Das Magdeburger Urteil wurde von der Linkspresse als tendenziös bezeichnet, und zwar

stehenden hatten selbst gezeigt, wie man die Welt ändern könne. Große blutige Revolutionen hatten neue Formen des Staates und der Herrschaft gezeugt. Das Bürgertum hatte, um seinen Thron zu bauen, die Grundlagen aller Throne erschüttern müssen, es hatte, um sich die Erde zu gewinnen, auch den Glauben der Armen an den Himmel untergraben müssen. Bald sang ihnen einer das Lied von denen, die nach der Erde verlangten und den Himmel den Spagen ließen. Der Ruf hallte wieder von den Fabriken Englands bis zu den Webstühlen im schlesischen Riesengebirge, von den Galeeren Italiens bis zu den Werften Hamburgs und Amsterdams, von den Faubourgs von Paris bis in die Steppen Rußlands und schwoll zum stürmischen Kampflied:

Dann rettet uns kein höh'eres Wesen,
Kein Gott, kein Kaiser, kein Tribunal,
Uns aus dem Elend zu erlösen,
Müssen wir es selber tun.

Die Vorgeschichte der Menschheit nahe ihrem Ende. Im Dunkel der Jahrtausende leuchtete das Morgenrot der Erlösung. Die letzte unterdrückte Klasse der Menschheit ging daran, ihre Fesseln zu lösen und dem Schicksal, das bisher über den Menschen gestanden hatte als ehernes Gesetz, ihre Erkenntnis und ihren Willen entgegenzusetzen. Die Menschheit schickte sich an, den großen Schritt „aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit“ zu tun. Fast achtzig Jahre sind es, seit die Erkenntnis zuerst aus-

die Polizei und die Reichswehr spielen, deren Effektivstand 100.000 Mann überschreitet und ein Elitekorps darstellt, das zur Ausbildung der Rekruten bestimmt ist. Der Bericht hebt auch die Tätigkeit des großen Generalstabes hervor.

Der „Matin“ fügt noch hinzu, daß die Engländer trotz der Demarche der deutschen Botshafter die Kölner Zone am 10. Jänner 1925 nicht räumen werden. Sämtliche Blätter konstatieren in dieser Hinsicht die Einmütigkeit der Alliierten.

„Petit Parisien“ schreibt, daß der Standpunkt der Alliierten nicht nur von den in London übernommenen Verpflichtungen, sondern auch durch den Wortlaut des Versailler Vertrages diktiert ist.

„Deuvre“ konstatiert, daß es bedauerenswert wäre, wenn Deutschland vorpiegeln würde, daß eine Verlängerung der Besetzung der Kölner Zone einen schädlichen Einfluß auf die republikanische Gesinnung in Deutschland hätte. Frankreich lieferte Deutschland den Beweis seines guten Willens und es ist sein Recht, vom Reiche irgend welche Zeichen der Würdigung dieses guten Willens zu erwarten.

unter Hinweis auf seine Begründung, daß das Gericht zwar den Angeklagten der Beleidigung für schuldig erklärt hat, aber mit Hilfe spitzfindiger Entscheidungen doch behauptet, daß der Reichspräsident Landesverrat begangen habe. In der Begründung wird ausgeführt, daß moralisch, politisch und historisch die Dinge anders zu werten seien als juristisch, denn juristisch liege Landesverrat vor. Nur habe der Angeklagte das nicht aussprechen dürfen. Die Reichspresse versucht aus dem verurteilten völkischen Redakteur einen Märtyrer zu machen und behauptet, Ebert sei für alle Zeit politisch erledigt. Inzwischen hat sowohl der Generalstaatsanwalt wie die Vertreter des Reichspräsidenten wegen der Urteilsbegründung Berufung eingelegt.

Eine Bottschaft Macdonalds.

London, 23. Dezember. (Reuter.) Macdonald erklärt in seiner Weihnachts- und Neujahrsbotschaft an die unabhängige Arbeiterpartei, daß die geduldige und ehrliche Arbeit für den Sozialismus durch die Aenderung der öffentlichen Meinung und des Fortschrittes in der Richtung des sozialistischen Staates, welches das Ziel der Partei sei, belohnt werden wird.

gesprochen wurde, und genau sechs Jahrzehnten waren es heuer, daß sie Gestalt gewann in der ersten Internationale der Proletarier.

Man hat viel gelächelt über die Verjuche, aus dem Sozialismus eine Religion zu machen, ihn mit dem Christentum zu verschmelzen, alle großen Erlösungsströmungen aller Zeiten in ihm aufgehen zu lassen. Und es soll nicht bestritten werden, daß von unberufenen und halbintellektuellen Schwärmern viel Schindluder getrieben wurde mit dem „religiösen Sozialismus“. Wem aber die Kraft geschenkt war, sei es in jäher Erkenntnis der Gefühlsgemeinschaft mit den Millionen seiner arbeitenden Brüder, sei es nach langem geistigen Ringen in blühartigem Aufleuchten des erlösenden Gedankens, die Schranken in seinem Gehirn niederzureißen und über die Schwelle der neuen Welt zu treten, der wird wissen, daß der Sozialismus als Wissen von der eigenen Sendung und als Glaube an die eigene Kraft, Neues zu schaffen, krönender Abschluß aller Erlösungsmythen der Menschheit ist. Der Mensch unserer Zeit kann, allem Literatengeschwätz von Erlebnissen und Wandlungen zum Trotz, nur noch ein großes geistiges Erlebnis haben, das ungeheure Erlebnis der Stunde, in der er den Sozialismus erfährt. Die letzte große Religion der Menschheit vor dem Beginn ihrer eigentlichen Geschichte, vor dem Beginn jener Zeit, in der Menschen die Geschichte, nicht die Geschichte die Menschen macht.

Nicht mit ein paar Phrasen die heidnisch-

Das neue Evangelium.

Von Max Adler-Wien.

Was war das Neue und Weltbewegende, das mit dem Christentum in die Welt getreten war und sich durch die Jahrhunderte fortwirkend erweisen sollte? Die „frohe Bottschaft“, der alle Menschen, ob reich oder arm, Herr oder Sklave, Kinder eines Vaters im Himmel seien, vor dessen Anblick sie alle gleich wären; so daß also alle Menschen Brüder seien, und keiner diese Brüderlichkeit im anderen, selbst nicht in dem Feind verlernen dürfe, — diese Bottschaft vor der Menschenwürde und Gleichheit war nicht das Neue am Christentum. Denn die Nächstenliebe lehrten schon die heiligen Bücher der Aender, und den großen Philosophen des griechischen und römischen Altertums, besonders den Stoikern, war der Gedanke von der Freiheit und Gleichheit aller Menschen nach Naturrecht durchaus nicht fremd. Aber daß dieser Gedanke nicht mehr reine Wahrheit blieb, welche die Philosophen bloß untereinander sich geteilt, daß vielmehr das Wort davon sich geteilt an die Armen und Verdorbenen wendete; daß von Gleichheit und Brüderlichkeit gerade zu denen gesprochen wurde, die vollständig von diesen Gütern ausgeschlossen waren, zu den Sklaven, das war das Neue, das Revolutionäre am Christentum. Zum ersten Male geschah es, daß nicht die Vornehmen und Gebildeten bloß unter sich davon sprachen, daß von Natur aus „eigentlich“ alle Menschen gleich und frei seien, sondern daß den Armen und Unwissenden, den Elenden und Verzweifelten verkündet wurde: vor Gott im Himmel seid ihr nicht schlechter als eure Herren, seid ihr alle nur die gleichen, schwachen, auf die göttliche Liebe gleich angewiesenen Menschenkinder. Das macht das Christentum zu jenem gewaltigen Kulturereignis, aus dem auch heute noch seine besten Wirkungen hervorgehen, daß es zum ersten Male die Brüderlichkeit der Menschen nicht als eine Schuld der Mächtigen gegen die Armen darstellte, sondern als eine Forderung der Gedrückten im Namen Gottes, das heißt der alle Menschen gleich umschließenden Liebe.

In diesem Sinne, also bloß geistig, hat allerdings das Christentum, solange es eine lebendige Gläubigkeit war, die Sklaverei aufgehoben. Es hat die Sklaven einer geistigen

christliche Weihnachtssymbole in eine sozialistische umformen wollen wir, nicht um ein altes Götterbild ein neues Kleid hängen. Aber wir können mit der ruhigen Gewisheit derer, für die Glaube, Erkenntnis und Erkenntniswille zur Tat wurde, sagen, daß von den Arzeten die Sehnsüchte und Leidenschaften ganzer Völkergenerationen in unseren Strom münden. Wir wollen sagen, daß die Millionen, die an einem Weihnachtsabend des zwanzigsten Jahrhunderts nach der Geburt des großen Nazareners, dem nur die Sehnsucht nicht das Wissen gegeben war und gegeben sein konnte, ihrem Erlösungsglauben ein Fest bereiten, es größer und schöner tun können, als Hunderte ihrer Väter und Hunderttausende ihrer Mitmenschen. Wahre Weihnacht ist darum auch heute nicht bei denen, die im Ueberfluß der Gaben die Senkermahlzeit einer sterbenden Welt genießen, Weihnacht als Fest des siegreichen, unüberwindlichen Glaubens ist in den Herzen derer, die am bescheidenen Tisch oder frierend in Höhlen, in Gassen und Gassen der Großstädte, in Hütten und Fabriken an diesem Tage aufs neue ihrer eigenen Sache Treue schwören und ihrem Glauben die Lichter unaussprechlicher Begeisterung entzünden, unwandelbar in der Ueberzeugung:

Heute aus dem Dunst der Sage,
Kling das alte Lied der Hirten
Neu auf winterlichem Feld:
Voll, du selber bist der Held,
Selber endige die Blage,
Selbst erlöse die Verdrieten!

Freiheit teilhaftig gemacht, indem sie sich über alles irdische Leid erhoben fühlten und bereits im Voraus die Wonnen der himmlischen Freiheit und Seligkeit genossen. Aber darüber hinaus war es dem Wesen des Urchristentums, also gerade der noch reinen Lehre Christi, ganz fremd, an das soziale Institut der Sklaverei selbst zu rühren, ja es auch nur im Gedanken zu kritisieren. Dies war die große Schwäche des Christentums: die Welt war noch nicht so weit, daß Gleichheit und Brüderlichkeit auf Erden hätte verwirklicht werden können. Noch waren weder die Produktivkräfte so weit entwickelt oder die Arbeit selbst so weit geschult und organisiert, daß man der Sklavenarbeit hätte entraten können. So mußte alle Hoffnung des Christentums auf Beseitigung des sozialen Übels, das mit den irdischen Dingen untrennbar verknüpft erschien, über sie hinausstreben. Sein Reich war nicht von dieser Welt; es ist das Gottesreich, in dem diejenigen, die hier die Ersten waren, die Letzten, und die hier niedrig waren, erhöht werden. Diese Hinweisung alles Verbesserungstrebens auf das Jenseits war sicher eine notwendige Konsequenz der unentwickelten sozialen Kräfte, und gewiß hat sie eine große Verinnerlichung der Menschen zur Folge gehabt. Aber indem so gerade die besten Energien der Menschen für den Messiasglauben des Himmelreiches gebunden wurden, mußte das Christentum als politisch-soziale Emanzipationsbestrebung kraftlos werden. Aus dieser seiner nur dem Gottesreich und dem Seelenheil zugewendeten Stimmung, ging jene Gleichgültigkeit hervor, mit welcher das Urchristentum dem Staate und allen seinen Institutionen gegenüberstand, so insbesondere auch der Sklaverei. Es genügte ihm, daß die Sklaven sich innerlich als Kinder Gottes ihren Herren gleich und dadurch frei fühlten. Ja, als Rechtsinstitut des irdischen Staates haben die Apostel die Sklaverei nicht nur ausdrücklich anerkannt — schon in den Evangelien findet sich kein Wort gegen sie — sondern sogar die Sklaven feierlich ermahnt, in ihrem Stande zu bleiben und ihren Herren gehorsam zu sein. Die Kirchenväter setzen diese Haltung fort, in ihren Verteidigungen der neuen Lehre sehr immer wieder die entristete Zurückweisung des Vorwurfs wieder, daß sie die Sklaven etwa gegen die Herren aufwiegelten. Ja, der hl. Chrysostomus gelang sogar dazu, die Sklaverei durch Zurückführung auf den Sündenfall zu rechtfertigen. Von da aus gelangte dann die spätere Dogmatik dazu, die Sklaverei in einem ganz gewaltigen Umfange als göttlich gerechtfertigt anzusehen, indem alle Menschen, die nicht Christen geworden waren, als noch vom Sündenfall unerlöst, mit Recht in Sklaverei gehalten werden konnten. Nicht einmal innerhalb der Christengemeinden selbst ließ das Christentum die Forderung einer Befreiung der Sklaven zu. So hat der hl. Ignatius von Antiochien es für notwendig gefunden, den Sklaven einzuschärfen, daß sie nicht übermütig werden und nicht verlangen sollen, daß sie auf Kosten der Christengemeinde losgekauft würden, „damit sie nicht in die Knechtschaft ihrer Begierden geraten“.

Als das Christentum später sich mit der

Auflösung der Radikelpartei.

Belgrad, 23. Dezember. Der Ministerrat beschloß in seiner heute abgehaltenen mehrtägigen Sitzung, die kroatische republikanische Bauernpartei wegen ihres Beitritts zur dritten Inter-

Seiße'krone — Goldkrone.

Stürmische Kundgebungen der Wiener Kleinrentner gegen diese Entschädigung.

Wien, 23. Dezember. (Eigenbericht.) Heute vormittag verkündete der Verwaltungsgerichtshof das Urteil über die Ansetzung der Verordnung des Finanzministers Schumpeter, womit die Inflationskrone der Goldkrone gleichgestellt wird. Der Antrag der Gerichte auf Aufhebung der Verordnung wurde abgewiesen, weil der Verwaltungsgerichtshof die Verordnung als gesetzmäßig erklärte.

Schon während der Urteilsverkündung kam es zu lebhaften Kundgebungen der zahlreichen Kleinrentner, die im Zuschauerraum sich aufstellten. Und kaum hatte der Schriftführer die Verlesung beendet, als die Kleinrentner in stürmische Rufe des Protestes ausbrachen: „Schämt euch!“ „Unter den niedrigsten albanischen Stämmen gibt es keine solchen Schwerverbrecher wie die österreichische Regierung!“ Eine Frau stürzte bis zum Vorhänge und rief weinend: „Was soll ich jetzt mit meiner Arbeit anfangen? Wie können wir hier so entschuldigen?“

Vergeblich bemühte sich der Vorsitzende die aufgeregten Leute zu beruhigen. Sie lärmten weiter, worauf der Vorsitzende erklärte, er gebe zu, daß es bedauerlich sei, daß ein großer Teil der Bevölkerung durch diese Verordnung zu Schaden geworden sei, weil das irdische Welt abgefunden hatte, weil das anfangs so nahe erwartete Gottesreich nicht anbrechen wollte, und als es herrschende Macht geworden war, änderte sich gleichwohl gar nichts an dieser seiner prinzipiellen Einstellung zur Sklaverei. Am Gegeheil: mit der Entwicklung einer herrschenden Kirche, deren Grundbestimmungen immer größer wurde, trat ein Ereignis ein, das die ursprüngliche Gleichgültigkeit gegenüber der Sklaverei nunmehr in ein Herrschafts- und Besitzinteresse weiter veränderte: die Kirche war selbst Sklavhalterin geworden. Das Reich, das erst gar nicht von dieser Welt sein wollte, ging nun immer mehr auf in dieser Welt. Und so ist es kein Wunder, wenn der größte Kirchenvater, der hl. Augustinus, Worte findet für die Sklaverei, die noch heute zu tunen lehrreich ist, weil sie uns das Rätsel lösen, warum die Herrschenden, denen doch selbst recht wenig an der Religion liegt, immer so bemüht sind, daß die Religion „dem Volke erhalten“ bleibe. Also spricht der hl. Augustinus zu den Sklaven: „Du hast das Glück gehabt, Christ zu werden, und doch hast du einen Menschen zum Herrn; du bist nicht dessen Sklave, sondern der Sklave desjenigen, der dir befohlen hat, es zu sein. Christus hat nicht Sklaven aus freien Menschen gemacht, sondern aus schlechten Sklaven gute Sklaven. Wie sehr sind die Reichen nicht Christus verpflichtet, der gute Ordnung in ihre Häuser bringt!“

nationale auf Grund des Gesetzes zum Schutze des Staates aufzulösen. Die Verhaftung der Parteileitung gilt als unmittelbar bevorstehend.

100 Kommunisten in Bukarest verhaftet

Bukarest, 23. Dezember. (O.R.) Die Polizei hat heute nachts in verschiedenen Städten uncafehr 100 Kommunisten verhaftet, die Mitglieder einer geheimen terroristischen Organisation waren, die zu den Sowjets in Beziehung standen.

Für und wider Trotski.

Paris, 23. Dezember. (Havas.) „Daily Mail“ meldet aus Riga, daß sich in Russland, insbesondere in Kasan, Nischnij Nowgorod und Leningrad zwischen den Anhängern Trotskis und Stalins heftige Kontroversen abspielen, welche oft feindlichen Kampfscharakter annehmen. Hinter Trotski stehe die Rote Armee, hinter Stalin die Tscheka. Stalin soll bei einem Zusammenstoß, bei dem mehrere Personen verwundet wurden, verhaftet und erst später in Freiheit gesetzt worden sein. An zahlreichen Orten seien die Sowjetbehörden von Trotski-Anhängern besetzt. Am Kreml sei eine Militärgarnison mit Geschützen und Maschinengewehren.

Es ist hier nicht möglich, zu zeigen, wie dieser Geist durch das ganze Mittelalter und bis in die Neuzeit in der Kirche herrschend geblieben ist, wie sie noch bis zum heutigen Tage sich nicht prinzipiell gegen die Sklaverei ausgesprochen hat, dagegen noch in neuerer Zeit bei einem großen Anlasse, nämlich während des Sklavensbefreiungskongresses in Nordamerika auf die Seite der Sklavenshaltenden Südstaaten getreten ist, weil diese dem Katholizismus angehörten. Noch bis in das 16. Jahrhundert iraten die Päpste nur gegen den Sklavenshandel mit christlichen Sklaven auf, und noch im 18. Jahrhundert hielten sie auf ihren Galeeren Sklaven. Waren dies auch zumeist Sträflinge, so war es doch eine bedeutende Anerkennung der Sklaverei, daß die Kirche sie als Strafe zulässig erklärte. Alles, was sich an der Behandlung der Sklaverei durch die Kirche geändert hatte, war das Ergebnis der Aufklärung, die sich vor sich gehenden Humanisierung, Aktivierung und sozialen Verbesserung. In ihren eigenen Anschauungen und Ideen ist der Standpunkt der Kirche und des Christentums noch heute unverändert.

Und das ist nur begreiflich; denn, abgesehen von aller hoch aufgeschossenen Dogmatik, ist der Kern des Christentums auch heute noch die alte Vertröstung auf den Himmel. Denn er ist ein Teil der Herrschaftsorganisation dieser Welt des Besitzes und des Klassenkampfes geworden, und er kann daher den Menschen, die unter dieser Gesellschaftsord-

nung auf Erden zu Grunde gehen, keine irdische Befreiung bringen. Er kann sie nur lehren, wie jene alten Sklaven, in Ketten frei zu sein, das heißt, das irdische Leid zu verachten aber es in Geduld und Gehorsam hinzunehmen. Das Christentum kann mit der Sklaverei in keiner Gestalt fertig werden, weder mit der alten Leibes-, noch mit der modernen Lohnsklaverei, weil es zwar eine Lehre von tiefstem ethischem Gehalte ist, aber das Merkmal seiner Entstehung unverloren beibehalten hat: daß es einer Zeit tiefster Erniedrigung der Menschen und größter Machtlosigkeit der Gesellschaft entsprungen ist. Deshalb vermochte es die Menschen nicht zu verbinden im Handeln, sondern nur im Leiden und Dulden. Und nachdem es ein Mittel der Befreiung von Massen geworden war, hat es diesen seinen Charakter sogar zur Tugendlehre des wahren Christen ausgebildet, deren schönster Schmutz der Gehorsam gegen seine geistlichen und weltlichen Oberen war.

Die Mäseligen und Belobenen von heute aber, die Proletarier, sind sich freudig bewußt, daß sie in ihre Befreiungslehre, in den Sozialismus, die ganze beglückende Wärme der Brüderlichkeit des Christentums aufgenommen haben, ohne seinen kraftlos machenden Verzicht auf irdische Verbesserung. Das Proletariat hat vielmehr aus dieser Lehre des Sozialismus seine historische Bestimmung erkannt, die Menschen auch ohne Ketten frei zu machen und das Reich Gottes, nach dem so viele Jahrhunderte vergeblich geseufzt hatten, endlich schon auf Erden zu verwirklichen. Nicht bloß im Leiden vereint, ist das Proletariat vor allem heute durch seine auf wissenschaftlicher Erkenntnis der sozialen Gesehlichkeit gegründete Kraft zu einer großen revolutionären Macht geworden, die als ein neuer Zeiland die Erbünde der Klassenherrschaft von der Menschheit zu nehmen entschlossen ist. Sprach schon das alte Evangelium den goldenen Satz: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!“, so ist das neue Evangelium, der proletarische Sozialismus, bereits am Werke, in Millionen von Köpfen und Herzen des arbeitenden Volkes aller Länder, jenen starken Willen zu erzeugen, sein Himmelreich durch eigene Kraft auf Erden zu errichten. Erst dann wird die frohe Botschaft „vom Himmel her“, die vor mehr als 1900 Jahren erklang, wirklich erfüllt, das Elend und die Schmach der Menschenklaverei getilgt sein. Erst dann wird Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen möglich sein.

Politik und Bauernmädchen.

Ein Kongreß mit familiären Hindernissen.

Moskau, 23. Dezember. (AP.) Zu dem ersten Kongreß der Bauernmädchen, der soeben beendet wurde, konnte sich der größte Teil der Delegierten nur unter sehr großen Schwierigkeiten einfinden, da von den Eltern mit allen Mitteln versucht wurde, sie an der Teilnahme zu verhindern. Um an dem Kongreß teilnehmen zu können, waren viele Delegierte gezwungen, mit ihrem Angehörigen völlig zu brechen. Unter großer Begeisterung beschlossen die Mädchen, nach ihrer Rückkehr sich eifrig an dem politischen Leben ihres Dorfes zu beteiligen und kooperativ tätig zu sein.

Der Gletscher.

Ein neuer Mythos vom ersten Menschen.

(4) Von Johannes B. Reusen.

Der Nordwind faust mit seiner langen, kalten Geißel hinter ihnen her über den Paß; Schwärme verschwinden in der Senkung nach Süden zu, und neue Herden kommen von Norden her über den Paß. Die Giraffe schwenkt ihren langen Hals und legt mit der gehörnten Stirn das weisse Laub von den Zweigen, während sie stumm, mit eiserner fasten Augen, mit dem andern Schritt hält. Ältere Tiere folgen dem Trupp in rascherer Eile, das Schafschweine, der Tapir, der Ameisenbär, alles, was da Beine hat, drängt südwärts.

Und hoch über dem Paß durch die Bäume zieht ein Auswandererzug; die unsteinen Gefien, deren Bleibens nicht länger ist in diesen Gegenden. Wie ein pflöcher Drang ist es über sie gekommen; sie müssen etwas tun; sie müssen überlegen; wie denn nicht? Keine Gelage von Kofos müssen mehr; sie sind zu Ende. Keine lärmenden Volksversammlungen, welcher von ihnen aufgestoßen werden muß; alle sind sie ausgestoßen; der Wald geht dem Verfall entgegen. Sie wandern aus, sie bequemen sich wirklich dazu, obwohl sie verlängert hurren. Es paßt ihnen gar nicht, mit den Händen in die nassen Zweige zu greifen; mehrere weigern sich auch ganz entschieden, kommen aber doch, nachdem die andern gegangen sind, hinterdrein. Keiner von den Affen sieht sich auch nur einmal nach um. Nur wenige der auswandernden Tiere tun das.

Eins der großen Elefanten ere drehte sich um und blickte zurück nach den heimlichen Wäldern; da vermochte es nicht weiter zu gehen; es wandte um und suchte den Weg über den Paß zurück.

Das war das Mammut. Auch ein paar andere Tiere blieben, weil es ihnen besser paßte; aber es erwarteten sie keine guten Tage.

Überall im Wald raschelt es leise von aufbrechenden zornigen Tieren. Tropfend vor Schlamm steigt das Flußferd aus einem See ans Land; es ist ihm zu kühl geworden. Dreng hört, wie es die Luft aus seinem Bauch ausstößt; und schnobend durch das weisse Unterholz geht, auf der Suche nach wärmeren Wasser. Dreng hört mit einem seltsamen Schmerzgefühl, wie die wenigen Tiere die zurückbleiben, sich im Walde sammeln; fort können sie nicht, aber sie sind voller Panzen, sie rufen einander mit veränderter Stimme, leiser, kleinmütiger als sonst. Das Reutier steht eine Weile ganz still unter einem Baum; es verfehlt den Wald nicht mehr und nicht sich selbst; ab und zu wedelt es mit den Ohren, schüttelt den Kopf, wackelt die Stellung mit leihem Anaden der Fesseln. Der Moßschaf, so recht als das große Schaf, das er ist, ist ganz in Stille verrückt geworden und befindet sich schon auf der Fahrt geradeus nach Norden, gerade in entgegengekehrter Richtung von allen andern. Der Bar ist höchst verdrossen; aber aus Wandern hat er noch nicht gedacht. Er scharrt trockenes Laub zusammen zu seinem Lager; er ist erkältet und will zu Bett. Er ist gar nicht bei Laune und schnaubt empört über des Wetter, das gerade jetzt kommen muß, wo er mit seinen Dien zu tun hat. Dafür wird er jetzt ein Niderchen machen, bis die Sonne ihn wieder weckt, und wehe dem, der ihn etwa aus Versehen stört! Meister Peh ahnt nicht, daß es ein langer Schlaf sein wird, dem er entgegengeht. Dachs und Igel folgen seinem Beispiel und verfrachten sich in die Erde, in Erwartung besserer Zeiten.

Aber nicht alle Tiere sind so praktisch. Der ganze Wald ist voll Gesäpfen, die weder jagen noch einen Unterschlupf suchen, sondern die bloß die ganze Nacht ratlos umherirren, weil die Kälte ihnen keine Ruhe läßt. Dreng hört, wie sie hin-

und her schleichen, Hirsche, Büffel und wilde Begeer; sie stehen einen Augenblick still und sichern gegen den Wind, um sich zu orientieren; sie spüren die Ohren, um etwa zu vernahmen, woher der böse Wind weht; dann lassen sie den Schwanz hängen und ducken sich, schleichen hin und her. Reins kommt dem Feuer nah; den Geruch kennen sie und wissen, daß das Scheinende, was von dort ausgeht, heißt und frißt, schlimmer als irgei sonst etwas im Wald.

Nur einmal — um Mitternacht — bemerkt Dreng zwei funkelnde grüne Lichter nicht weit im Waldlicht und sieht das Funkein zweier langer, erblöhter Säbne; das ist die Säbelsäge, die da herankommt, das menschliche Tier mit den Messern im Rücken. Aber warum fürchtet es sich nicht vor dem Feuer heut nacht? Weshalb wagt es sich so nah heran? Ein Schauer läuft über die Schäfer, sie fühlen die Bestie im Traum; ein paar ächzen gequält auf, und Dreng fühlt es schmerzhaft durch alle Adern flammen beim Näherkommen des furchtbaren Feindes. Aber die Säbelsäge entfernt sich wieder, einsam blinkt sie mit den hungrigen Augen und entfernt sich. Der Regen trieft ihr an den schlaffen, gestreiften Flanken nieder; ihr ist kalt; und vielleicht fühlt sie sich in ihrem Tigerherzen von einer Grausamkeit gepackt, die tödlicher ist noch als die ihre. Dreng hört sie davonschleichen und im Wald umherstreifen, ohne Ziel, ohne Blutdurst, ungeschlüssig; und er weiß, auch ihr ist das Urteil gesprochen, auch sie ist ausgestoßen. Das aber tat Dreng weh und erschreckte ihn. War das wirklich so weit gekommen, daß die Säbelsäge, die große Freundlose, die bisher dem Hof und Pfund aller Geschöpfe standgefallen hatte, daß die zum Feuer geschickten kam, nicht um sich einen Menschen zur Abendmahlzeit zu holen, sondern bloß um ihre Schwermut preiszugeben und wieder zu gehen ohne Fraß? Was denn sollte vor sich gehen in der Welt! Was war denn heimlich beschlossen? wer war der Unermessliche, der da

von Norden kam und den Wald vernichtete und die Tiere vertrieb, was war das für eine mitleidlose Macht? War es ein Mann oder war es ein Wesen, das feiner zu sehen vermochte, ein mächtiger, böser Geist? Konnte man ihn denn nicht erschlagen, konnte man ihn nicht zwingen, sich zu stellen und den Kampf aufzunehmen? Konnte nicht ein Teil zur rechten Zeit seinem Siegeszug Einhalt gebieten?

Die Nacht ist lang. Weit in der Ferne heulen die Wölfe in traurigem Chor, und im hohen Baum sitzt der Schuhu und stößt seine unheilverkündenden Klageklänge aus. Der eine Vogel jammert und der andere spottet, wieder andere zürnen; das Krokodil heult, den Nachen voller Fraß; die Ohane windet sich vor Schadenstrome Nachen und ihr Hinterteil schnurrt ein vor unsäglich Luft; aber nicht eins der Tiere verfallt darauf, eine Herausforderung hinauszuhulen gegen den Mörder, den Massenmörder, der sie alle vernichtet; nirgends ein Nachgeschrei ein bewußter Mordplan. Alle Geschöpfe fliehen, still, jedes für sich; durch den Wald tönt ein einfaches Wimmern von Raubgeier und wildem Viehzeug, das wehrlos der Kälte preisgegeben ist.

Dreng schmor, sie zu rächen. Es war eine von den Nächten in der Uebergangszeit, als das tropische Klima der Borgeit Nordeuropas übergang in die Eiszeit. Aber die Erinnerung an die Wärme blieb haften in der Seele der Menschheit, auch lang nachdem sie sich von ihrer nordischen Heimat über die Erde hin verbreitet hatte; die unaussprechliche Sage vom Garten des Paradieses. Im Norden lebte die Menschheit ihre Kinderzeit, und die Erinnerung daran, die tiefe und schmerzliche, die ist das verlorenen Paradies selbst die Tiere, die auf ihre eigene blinde, instinktive, gebundene Weise träumen, bewahren, in der Freimütigkeit mit der sie sich gegenständig austreffen, noch die Erinnerung an den verschwundenen Unschuldzustand, damals, ob die Kälte in die Welt kam. (Fortf. folgt.)

Wohnungssehd in der Tschechoslowakei. Die Staatswirtschaft der Koalition.

Bilder aus der Hauptstadt Prag.

Um leicht begreiflichen Irrtümern vorzubeugen, die bei flüchtiger Betrachtung der nebenstehenden Bilder wohl jedem Beschauer sich aufdrängen dürften, sei es gleich eingangs ausdrücklich gesagt: Die malerischen Blockhütten auf dem ersten Bild stehen keineswegs irgendwo in einem Dorf weit hinten in der Slowakei und die Behausungen, die auf den übrigen Bildern zu sehen sind, haben mit der Romantik der wandernden Zigeuner, die auf einem Gemeindeanger ihr Wägelchen zu kurzer Rast aufgestellt haben, absolut nichts zu tun. Unsere Bilder sollen vielmehr die rührende Wohnungsfürsorge der Gemeinde Prag im folgenden Jahre nach Kriegeschluss ins gebührende Licht setzen.

Dieswill für den Herrn Primator Baza am Prager Marienplatz eine Repräsentationswohnung im Bau ist, schießen an der Peripherie Prags

fen Waggon auf vier gemauerte Pfeiler, führt durch ein Loch in der Decke den Kamin eines eisernen Ofens und das neue Heim ist fertig. Kapitalstärkere Leute bauen aus Brettern und Dachpappe verschiedene Nebenräumlichkeiten hinzu, so daß sich das Häuschen ganz schmuck repräsentiert, wie in Bild 3 das Heim eines Eisenbahners in der Bysečaner Siedlung, das allerdings schon gegen dreitausend Kronen kostet. Wieder andere verwenden alte Güterwagen, in das man allerdings erst passende Fenster einsetzen muß.

In den letzten Wochen scheint die große Nachfrage die Preise der Waggonen zu stark in die Höhe getrieben zu haben oder hat man mit ihnen zu schlechte Erfahrungen gemacht, denn man beginnt sich jetzt mehr dem Bauen von Blockhütten zuzuwenden, welche den Ansprüchen des Einzelnen auch mehr Spielraum lassen. Baumeister

durch das jahrelange schredliche Wohnungssehd, das sie alle ohne Ausnahme mitgemacht haben und das sie zwang, in überfüllten Böhern zusammen mit anderen Familien zu hausen, schon so abgestumpft, daß sie fast ehrlich froh sind, nun endlich einmal ihr eigenes „Heim“ zu haben, wenn es auch nur aus einem halb verfallenen Waggon oder einer Baracke besteht, die der nächste Sturm wegblasen kann. Umso aufreuzender muß diese Art der Wohnungsfürsorge dafür auf jeden Menschen wirken, der sich auch nur ein bißchen soziales Fühlen bewahrt hat. Die Hauptstadt Prag, deren Bürgermeister zu angeblich unumgänglichen notwendigen Repräsentationsfahrten ins Ausland sicher Hunderttausende verbraucht, wie zu seinem jüngsten Besuche in Rom, die Hauptstadt eines Reiches, in dem alljährlich hunderte Millionen für Kasernenbauten ausgegeben werden, wagt

Der Artikel der Londoner „Times“, welcher die Finanzwirtschaft der Tschechoslowakei scharf kritisierte und die Einsetzung einer ausländischen Kontrolle für die Staatsfinanzen dieses Landes verlangte, — was nichts anderes bedeuten würde als die Kontrolle der tschechoslowakischen Staatswirtschaft durch das internationale Finanzkapital — hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Finanzwirtschaft des gegenwärtigen Regierungssystems gelenkt. Obwohl wir immer wieder hören daß die Tschechoslowakei wirtschaftlich konsolidiert ist, und daß wir uns auf einer Insel der Seligen befinden, während rings um uns in Mitteleuropa das graue Elend herrscht, obwohl die Tschechoslowakei tatsächlich über große Reichtümer und Naturschätze, sowie eine fleißige und hochqualifizierte Arbeiterklasse verfügt, ist es bisher den Finanzmännern dieses Staates noch nicht gelungen die Ausgaben und Einnahmen im Gleichgewicht zu halten. Trotzdem unsere Steuern drückend hoch sind und unsere Volkswirtschaft unter dieser Last ähzt und stöhnt, sind unsere Einnahmen noch immer geringer als unsere Ausgaben. Seit dem Versehen des Staates gab es keinen Staatsvoranschlag, der nicht ohne Defizit abgeschlossen hätte. In einem einzigen Jahr — 1921 — gab es einen Budgetüberschuß, der sich aber durch einen Nachtragsvoranschlag in ein Defizit verwandelte. Der Abgang in den Jahren 1919 bis 1925 beträgt nicht weniger als 13.41 Milliarden Kronen. Rechnet man die Investitionen dazu, steigt der Gesamtabgang sogar auf 26.30 Milliarden.

Die Folge davon ist, daß die Staatsschulden von Jahr zu Jahr anwachsen. Obwohl die Tschechoslowakei erst sechs Jahre besteht und demnach als junger Staat verhältnismäßig geringe Schulden haben sollte, machen die Zinsen für die Staatsschulden, die wir Jahr für Jahr entrichten müssen, jetzt schon mehr als zwei Milliarden Kronen aus. Auf jeden Menschen in der Tschechoslowakei, ob Sängling, ob Greis, ob Mann oder Weib, entfallen 150 K., die er als jährlichen Tribut an die Gläubiger des Staates entrichten muß. Auf eine Arbeiterfamilie mit zwei Kindern kommt also jährlich eine Zinslast von 600 Kronen. Nimmt man einen durchschnittlichen Zinsfuß von sieben Prozent an, so beträgt die Kapitalschuld der Tschechoslowakei etwa 28 Milliarden Kronen, mit anderen Worten, seit ihrem Bestehen hat die Tschechoslowakei jährlich durchschnittlich vier bis fünf Milliarden Schulden gemacht. Die Tschechoslowakei lebt also stark über ihre Verhältnisse, die Schuldenlast wird immer größer, trotzdem denkt man nicht daran, die Defizitwirtschaft zu beseitigen.

Zu alledem kommt noch, daß ein großer Teil der Schulden der Tschechoslowakei nicht konsolidiert ist. Es handelt sich nicht nur um langfristige Schulden, welche von Generationen abgetragen und amortisiert werden, sondern einen Teil dieser Schulden bilden die sogenannten Kassenheine, eine kurzfristige Anleihe, die alle im Laufe der nächsten Jahre fällig werden. Da der Staat keine langfristigen Anleihen bekommen kann, borgt er das Geld einfach bei den inländischen Banken. In einer geregelten Finanzwirtschaft sollten solche kurzfristige Anleihen nur dann aufgenommen werden, wenn der Staat augenblickliche Zahlungen zu leisten hat und die zu erhoffenden Einnahmen noch nicht eingelaufen sind. Der Staat müßte sich inzwischen das Geld ausborgen, um es nach wenigen Monaten aus seinen Steuereinnahmen zu bezahlen. In der Tschechoslowakei ist aber die Summe dieser kurzfristigen Anleihen heute so groß, daß der Staat niemals daran denken kann, sie aus seinen regelmäßigen Einnahmen zu bezahlen. Im Staatsvoranschlag für 1925 wird die Summe dieser Kassenheine mit 8.1 Milliarden angegeben. Dabei hat der Staat die Absicht, weitere kurzfristige Anleihen einzugehen, denn es sind 30 Millionen Kronen an Zinsen für im Laufe des Jahres 1925 zu erwartende Arditoperationen vorgesehen. Der Staat will also im nächsten Jahre weitere 500 Millionen Schulden machen, jedoch nach wenigen Monaten die Summe der Kassenheine 8.6 Milliarden betragen wird. Die Zinsen und Nebenposten, die der Staat für die Kassenheine entrichten muß, werden immer höher, am Fälligkeitstermin wird nicht bezahlt, sondern die Kassenheine prolongiert.

Diese Staatskassenheine haben nicht nur die Wirkung, daß sie die ganze Finanzwirtschaft des Staates zerrütten, sondern sie bringen den Staat auch in eine drückende Abhängigkeit von den Banken, weil ja diese die staatliche Finanzverwaltung jeden Augenblick bedrängen können, ihren eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. Diese Art der Schuldenwirtschaft der Tschechoslowakei steigert also die Macht des Finanzkapitals, insbesondere die Macht des Führers des inländischen Bankkonzerns, der Zinostensa Bank. Ein weiterer Nachteil der Schamweisungen ist, daß der Kurs der Staatspapiere gedrückt wird, weil sich jeder lieber die in kürzerer Zeit verlosbaren Kassenheine kauft, als Staatsrentenpapiere. Solange aber der Kurs der Staatsrenten ein niedriger ist, wird niemand neue Staatsrenten kaufen, der Staat kann also schwer eine langfristige innere Anleihe anbringen. Schließlich entzieht der Staat durch seine Schuldenwirtschaft der Volkswirtschaft Geld und ist so der Urheber der herrschenden Geld- und Kreditknappheit, die der Industrie jede Erweiterung unmöglich macht, wodurch also die Ausnützung der gegenwärtigen Wirtschaftskonjunktur ge-



Blockhütten bei Smichov.



Ein Waggon I. Klasse.



Heim eines Eisenbahners bei Bysečan.



Güterwagen als Wohnung.

solche Blockhütten und Waggonwohnungen wie Biße in die Höhe; in einer der letzten Sitzungen der Prager Stadtvertreter wurde festgestellt, daß gegen fünfhundert solcher Häuschen das Prager Stadtbild zu verschönern trachten, und immer noch wachsen neue hinzu. Die Gemeinde, die den dringendsten Ansuchen um Wohnungen hilflos gegenübersteht, hat nun im Herbst einzelne Grundstücke für Barackenbauten zur Verfügung gestellt und wenn man sich rechtzeitig beworben hat, so erhält man gegen einen Zins von fünfzig Kronen jährlich die auf zehn Jahre beschränkte Erlaubnis, sich auf einem Fleckchen Erde seine eigene Hütte bauen zu dürfen. Eine dieser Siedlungen befindet sich in Smichov beim Friedhof hinter der Santosla, eine zweite bei Bysečan, zehn Minuten hinter der Kolbenfabrik. Die Siedler sind meist Eisenbahner, die schon jahrelang irgendwo in Asteriete wohnen und nun endlich einmal ihr eigenes Heim haben wollen. In der Smichover Siedlung soll sogar ein wirklicher Staatsbeamter hausen.

Die Kosten eines solchen eigenen Herdes sind nicht gerade unbedeutend. Auch hier gibt es verschiedene Wohnungstypen, je nach dem Geschmack und dem Geldbeutel des Hausherrn. Verhältnismäßig am einfachsten ist es, sich einen ausrangierten, zum Verkauf als Altmaterial bestimmten Eisenbahnwaggon zu kaufen, der allerdings mindestens fünfhundert Kronen kostet, und beinahe ebensoviel macht der Transport an Ort und Stelle aus. Sind damit die finanziellen Kräfte erschöpft oder will von den Bekannten niemand mehr etwas herborgen, so stellt man die-

oder Zimmermann sind dabei überflüssig; die Männer haben noch aus früheren Kriegszeitens Erfahrungen im Barackenbau, das Material wird auf keinen Handwagen in den Feiertagen herbeigeschafft und so kann man sich schon um etwa tausend Kronen eine Hütte bauen wie die ganz links in Bild 1. Hier wohnt ein altes Ehepaar, das früher notdürftig bei seinen Kindern untergebracht war. Da gab es aber allerlei Unreden und so haben sie sich mit eigenem und erborgtem Geld vollständig gemacht und sind froh, „im Eigenen“ zu leben. Die Hütte ist primitivster Art und hat nur einfach, mit Papier verklebte dünne Wände, die gegen stärkere Kälte wohl kaum einen hinreichenden Schutz bieten. Kann man es sich aber leisten, doppelte Wände herzustellen und dazwischen Asche oder Schlacke als Isolierung zu geben, so kann es in einer solchen Hütte wohl ganz gemütlich sein. Allerdings muß man zweibis dreitausend Kronen aufwenden.

Die Inneneinrichtung bleibt ganz dem Belieben der Hausfrau überlassen. Einige Küchenmöbel, ein eiserner Ofen mit einer Platte, die Betten und höchstens noch ein Schrank und dann ist der Platz restlos ausgefüllt. Selten wird man aber ein Fenster sehen, das nicht einen weichen Vorhang aufzuweisen hätte. Ein solcher ist schon zum Schutze gegen das neugierige Publikum erforderlich, das sich wie in einer Ausstellung exotischer Wesen zu bewundern pflegt und rücksichtslos in die Fenster hineinstarrt. Dabei wollen die Bewohner jener Hütten aber gar nicht bewundert und noch weniger bemitleidet werden. Sie sind

es, hunderten armen Familien, nachdem sie jahrelang auf eine halbwegs menschliche Wohnung gewartet, eine derartige Wohnungsfürsorge zu beten? Sind diese Bauten vielleicht wenigstens billig? Keineswegs. Die Siedler haben ihr letztes Geld hineingesteckt oder es sich von fremden Leuten ausgeborgt ein Kapital von mehr als einer Millon ist, gering gerechnet, in die Bauten investiert und wird nach einigen Jahren verschwunden sein, da die Hütten allen Unbilden des Wetters ausgesetzt, ihren Bewohnern bald über dem Kopf zusammenstürzen müssen. Wird es dahin endlich einmal die Wohnungsfrage großzügig gelöst sein? Und kann man eine solche Barackenstadt schon aus sanitären Gründen an der Peripherie einer Großstadt auch nur kurze Zeit stehen lassen, oder ist sich das städtische Physikat der schweren Gefahren nicht bewußt, die hier drohen? Von einer Kanalisation ist keine Spur vorhanden und die primitiven Häuschen, welche die Aborte ersetzen sollen, stellen doch offenbar den denkbar günstigsten Nährboden für den Ausbruch einer Epidemie dar.

Man muß alle Hebel in Bewegung setzen, um diesen unwürdigen Zuständen so bald als möglich ein Ende zu bereiten. Vielleicht würde man im Rathaus bald auf eine zufriedenstellende Lösung kommen, wenn man jedem ausländischen Gast, dem man herzuwende Potentatinsche Törche vorsetzt, einmal eine solche Siedlung zeigte, ganz ohne jeden Kommentar. Dann würden die Rathausgegnungen vielleicht doch eine Lösung dieses brennenden Problems finden.

Fechenbach.



Genosse Felix Fechenbach, der durch die „Gnade“ der bayerischen Regierung das Zuchthaus verlassen durfte, hat sich zu seinen Eltern begeben. Sobald er sich gesundheitlich erholt hat, wird er die Revision seines Prozesses mit aller Energie anstreben.

hemmt wird. Bei dieser Gelegenheit sei noch darauf hingewiesen, daß das Bankamt auch die Menge der Umlaufmittel ständig droffelt, sodaß die Geldknappheit verschärft wird. Im Jahre 1923 betrug der Umlauf an Banknoten neun bis neunzehn Milliarden, 1924 nur acht bis achteinhalb Milliarden, trotzdem sowohl die Einfuhr, als auch die Ausfuhr weit höher waren als im vergangenen Jahre, also mehr Umlaufmittel notwendig gewesen wären. Die Volkswirtschaft braucht mehr Geld und trotzdem droffelt der Staat ständig den Banknotenumlauf. Ueberdies entzieht er der Volkswirtschaft Geld durch Kontokorrentvorschüsse bei den Banken, deren Höhe der Öffentlichkeit nicht bekannt sind.

Eine solche Finanzwirtschaft ist auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten. Es ist ausgeschlossen, daß ein Staat Jahr für Jahr mit Defiziten arbeitet und fatalistisch zuseht, wie seine Staatsschulden und die jährliche Zinslast, die er abtragen muß, größer werden. Diese Verhältnisse sind im Ausland kein Geheimnis, wie eben der Artikel der „Times“ zeigt und die Folge davon ist, daß niemand der Tschechoslowakei Geld borgen will. Eine jede Industriehütte bekommt im Ausland keinen Kredit, aber die Tschechoslowakei bekommt keinen, mit Hilfe der Verwandten des Finanzministers nicht. Will die Tschechoslowakei ihre Finanzwirtschaft auf sichere Grundlagen stellen, muß sie die Kassenheine einführen, was nur mit Hilfe ausländischer Anleihe möglich ist. Die ausländische Anleihe ist aber nur zu haben, wenn das Budget ins Gleichgewicht gebracht, die Ausgaben den Einnahmen angepaßt werden. Die Tschechoslowakei muß unbedingt zu einer Herabsetzung ihrer Staatsausgaben kommen, was ein oberflächlicher Vergleich mit anderen Staaten zur Genüge aufzeigt. Während die Tschechoslowakei jeden Staatsbürger mit 1200 K belastet, hat jeder Franzose nur 1030, jeder Italiener nur 820, jeder Schweizer 770 und der bei den großen Patrioten der Tschechoslowakei so sehr verachtete Oesterreicher nur 430 Kronen jährlich zu bezahlen, um die Kosten des Staatshaushaltes zu decken.

Es gibt einen sehr einfachen Weg, um die Her-

absetzung der Staatsausgaben radikal in die Wege zu leiten. In den Vorschlägen der Jahre 1920—1923 waren die Kosten des Militarismus mit 15,4 Milliarden veranschlagt, ein Betrag, der mehr als genügt hätte, die Defizite in diesen Jahren, die 8 1/2 Milliarden betragen, abzutragen. Wenn man den Militarismus in diesen sechs Jahren um diese 8 1/2 Milliarden herabsetzt hätte, wären noch immer für Rüstungen fast sieben Milliarden Kronen übrig geblieben. Wir hätten dann kein Defizit, viel geringere Staatsschulden und hätten trotzdem für das Militär ausgeben können, was für einen Kleinkrieg, wie die Tschechoslowakei, mehr als genügt gewesen wäre.

Freilich, wenn die Tschechoslowakei ihren Militarismus abbauen wollte, müßte eine Politik der Versöhnung nach innen und außen eingeleitet

Erst Beamtenkabinett, dann Neuwahlen.

Zu den Blättermeldungen über die bevorstehende Demission des Kabinetts Svehla und die Ernennung eines Beamtenkabinetts, die nicht nur von den Prager deutschen Blättern, sondern auch von tschechisch-berliner Provinzialblättern gebracht wird, bemerkt die „Narodni Demokracie“, daß alle Nachrichten über ein Beamtenkabinett Erfindung seien. Auch der „Becker“ bezeichnet diese Meldungen als einen vorläufigen Schwelbenschmerz. Die staatsbildenden Parteien würden ein Beamtenkabinett nicht unterstützen, weil eine Beamtenregierung nicht die Regierung der Demokratie sei. Wenn die Koalition auseinander ginge, würde es Neuwahlen geben. In diesem Falle würde eine Beamtenregierung vielleicht nur zu dem Zweck ernannt werden, um die Wahlen durchzuführen. Aber die Parlamentarismehrheit stünde einer Beamtenregierung niemals zur Disposition.

Der entsetzte Schwachhinn

oder: Das erdolchte Hirn des Herrn Fies.

In der berühmten Dopfenstraße Saaz erscheint ein sogenanntes „Krautblatt“ des Bundes der Landwirte, das aber wegen seiner hundertprozentigen Dummheit selbst im Kreis der Bundesmitglieder sehr häßlich gelesen wird. Herausgeber und Schriftleiter dieses politischen Witzblattchens ist nämlich ein erzählender „Bauernschriftsteller“ namens Fies, dem offenbar der Dunst seines heimatlichen Mißtrauens in den Kopf gestiegen ist. Von den schriftstellerischen Leistungen dieses „großartigen Artikelschreibers“ für unsere Leser herbe eine kleine Kostprobe vorgelegt, die für die Freizeiteure einen vorzüglichen Unterhaltungsnahrungstoff bieten dürfte. Herr Fies, als der berufene Mann, beantwortet in einer der letzten Nummern seines Blättchens die Frage: „Wer hat das deutsche Heer im Weltkrieg vernichtet?“ in folgender ausschweifend-reichen Weise:

„Deutscher Mann, nimm und lies!

Bernimm die ewig untlgbbare Schwach der Tatsache, daß Glieder des deutschen Volkstammes es gewesen sind, die dem deutschen Heere, vor dem die Welt erzitterte, veräuzerlich, betrügerisch das Rückgrat gebrochen haben. Die Verantwortlichen bleiben gerichtet für alle Zeiten, wie die Lat des Chylates ein ewiges Schandmal bleibt! Doffne du großes, trerztes lites delo at ll in dem großen Feld, in deiner unerhörten Bedrückung und Verflawung endlich deine aufrichtigen blauen Augen — wir reihen den Scheiter von dem schredlichen Bild deiner Judasse hinweg,

werden. Man müßte die Existenz des Staates statt auf die Bajonette der Soldaten, auf die freudige Zustimmung der Bewohner stellen müßte mit allen Nachbarn ein gutes Verhältnis unterhalten. So ist das Problem der Staatswirtschaft ein politisches Problem. Gelingt es der Tschechoslowakei nicht, die Bürger aller Nationen zufrieden zu stellen, dann bleibt ihr kein anderes Mittel, als zu rüsten und immer wieder zu rüsten. Damit aber treibt die Politik der herrschenden Koalition den Staat in schwere Gefahren, deren Größe erst allzusehr erkannt werden wird, wenn sich zu den jährlich wachsenden Staatsschulden 1926 die Reparationen gesellen werden, die Minister Venes selbst auf 30 Milliarden geschätzt hat. Das würde allerdings die völlige Unterjochung der Tschechoslowakei unter das internationale Finanzkapital bedeuten.

damit sie auf dem Pranger stehen als ehrlose Schurken, denen jeder deutsche Mann, jede deutsche Frau schon erachtet weit im Vogen ausweicht, damit sie mit dem verworfenen Gelehter sich nicht berühren.

Nachdem der deutsche Mann die „ewig untlgbbare Schwach der Tatsache“ und alles weitere mit seinen aufrechten blauen Augen in sich genommen (wer keine blauen Augen hat, muß halt eine blaue Brille aufsetzen, wie seinerzeit General Ludendorff), eröffnet ihm Herr Fies, daß sich alle diese Lebenswürdigkeiten auf die Sozialdemokratie und gegen die „gesamte deutsche sozialistische Jermübdungs-Veräuzerung“ richten, die im Jahre 1918 die deutsche Front heimtückisch „von hinten“ erdolcht haben soll. Herr Fies entziffert sich darüber, daß noch nicht „gegen alle jene Kräfte“, die das deutsche Heer jermübdet haben, die Anstige wegen Hochverrates erhoben worden ist. Doch zittert, ihr roten Dolchschiff!

Aber über kurz oder lang: „Das deutsche Fehmgericht kommt! Es kommt der Tag der Vergeltung — der Rache!“ Unsere Zeit ist noch nicht gekommen — aber der Morgen beginnt zu grauen.

Grauen! Die acht Millionen deutscher Sozialdemokraten, und mit ihnen die Kommunisten, mögen vor dem Bürgerrecht freybens erpötern. Wir sehen ihn schon mit der geladenen Witzgabel ausrüden. Dromal Wehe! Als künftige Opfer des völkischen Femgerichtes wollen wir uns gegen die Anschuldigungen des Saazer agrischen Redegottes nicht weiter verweiden, weil unser verruchtes Leben sowieso schon verdirrt ist. Bemerkst sei nur, daß sich der Mann bei der Beweisführung in Dolchstoßwachen auf die Schrift eines Berliner völkischen Sudisten beruft, der mit einem Häußlein armenlicher Pitote den Berg von Lothron und Feugnissen zuden will, die die Dolchstoßgeschäfte als eine alberne Geschichtsklüge entlarven. Nun, darüber mit dem Herrn Fies zu rechten, sich uns nicht dafür, denn Schwachhinn ist ja bekanntlich durch Beschränkung nicht zu heilen. Im übrigen kann ja die Dolchstoßherabsetzung des „Bauernschriftstellers“ einen vollen Hirnergrund haben. Es ist möglich, daß dem Bedauernswerten einmal ein Geißbock gestochen hat, und daß ihm dabei das Hirn erdolcht wurde. Da es sich dabei um einen Defekt landwirtschastlichen Unbrunns handelt, empfehlen wir als Gorenmittel ausgiebige Packungen mit frischem Kuhmist.

Unheil'are.

Wie der Kleine — er sich die Vernichtung des Marxismus vorstellt.

Wenn die heimtückische Produktion zu versiegen droht, zieht der „Tag“ seinen — er-Verdichtstatter heran. So sieht er den Lesern als Christkind eine von besagtem — er stammende „Kritik

des Marxismus“ vor, vor dessen Niederschrift der Verfasser sich anscheinend einer Operation unterzog, die auf die Entfernung des letzten Gehirnrindmens, das noch hinter rein-tennischen Stirnwand vegetierte, hinauskief. So gerüstet konnte er als Motto seiner Ergüsse gelassen das große Wort niederzuschreiben:

Es ist eine Ironie der „Demokratie“, daß die Sozialdemokratie, die das sinnloseste Programm und die gewissenlosesten Führer hat, heute noch im Reiche die stärkste Gruppe geworden ist. Mit Bitterkeit muß man das registrieren und man laun es auch seinem ersten Politiker verargen, wenn er die „Wähler“ grenzenlos verachtet. Demokratie vorn und hinten und wenn man näher zuseht, ist es ja doch nur eine Aristokratie — und meistens oder leider nicht einmal des Geistes, auch nicht des Titels, sondern des Geldes.

Mit Bitterkeit zwar, aber doch gibt er zu, daß die Sozialdemokratie die stärkste Gruppe ist. Es ist nun zur Vernichtung alles bereit. Ueber die Mehrwertlehre läßt — er sich zunächst aus. Er weiß zwar nicht was der Mehrwert ist, er hat auch das kritisierte „Kapital“ nicht gelesen, aber trau mich deutscher Mann sollte sich das anfechten lassen. Wenn man einem Hund diese Kritik eingibt, geht er drauf, aber die Befe des „Tag“ haben anscheinend einen guten Magen. Ähnlich wird die Grenznutztheorie erledigt. Aber es kommt noch besser. Der Unsinns steigert sich:

Die Statistiken zeigen vielmehr ein Anwachsen der Kleinindustrie und des Kleingewerbes, eine Erscheinung, die nicht zueht auf die Elektrifizierung zurückzuführen ist, die jedem Betriebe die Aufstellung eines Motors gestattet. Zur Zeit Marxs brachte die Konzentration der Betriebe, verursacht durch die fortschreitende Herrschaft des Dampfes allerdings Begleiterscheinungen, die im „Kapital“ richtig geschildert sind. Doch auch hier zeigt sich, daß die Aenderung der materialistischen Grundlagen alle Voraussetzungen Lügen straft! Eine Expropriation der Expropriateure zu Gunsten einer Vielheit ist eine Unmöglichkeit geworden. Das Kapital ist ein Bestandteil der Produktion. Es kann nicht abgeschafft werden, wie auch die Kommunisten erkennen mußten.

Dieser Schlagler ist so alt, daß er einige Meilen gegen den Wind stinkt. Er hat auch seine Wirkung getan. Wie der folgende „teufliche“ Einfall zeigt, hats einen Klaps gegeben, der sich in dem zweiten der folgenden Sätze ausdrückt:

Kapital und Geld hängen eben teuflich zusammen und schliefen sich nicht gegenseitig aus. Wohl aber, und darauf legen wir Gewicht, ist es notwendig und durch nicht abegändert, daß das Kapital ewig in Händen der Kapitalisten bleibt, der Banken und der Eigentümer...

Was jetzt noch kommt, ist heller Irrsinn. Arbeiter, hört euch das an und merkt es euch für den Tag, an dem ein Selber euch vom Sozialismus erjählen wird:

3. Der „Klassenkampf“ als dritter dogmatischer Punkt ist ein Widerspruch in sich! Es gibt keine Scheidung des sozialen Organismus in zwei Teile: die Kapitalisten, die Arbeiter. In der menschlichen Gesellschaft ist alles ein Kreislauf. Schon die genaue Bestimmung, wer Kapitalist sei und wer nicht, würde den Marxisten schwer fallen. Ist der Herr Kusterling Kapitalist oder „Proletarier“? Welches Eigentum stempelt zum Kapitalisten, welches nicht?

Es gibt ein gewisses Schamgefühl, das den Armen im Reiche des Geistes hindert, vor Leuten allzulaut reden zu lassen. Beim „Tag“ hat man sich auch das abgemöhnt. Dort gibt man solche Dinge für ernste Polemik aus. Der akademische Gmoa-Lepp des „Tag“ schließt:

Der „homo marxisticus“ aber, der für die Gleichheit arbeitet, ist leider noch nicht ge-

Meister Wederl.

Eine Tragödie.

Man hat sich von dem Herrn Bäckermeister Viktorius Wederl nie etwas Besonderes erzählt. Er erregte allerdings zuweilen dadurch größere Aufmerksamkeit, daß er seinem „Zeug“, mit dem er Sonntag seinen gewohnten Ausflug zum „Heurigen“ unternahm, neue „Fuder“ vorgespannt hatte. Auch daß er nach solchen Ausflügen seine Zummeln in kleinerer Ausgabe erscheinen zu lassen, fiel einigermaßen auf. Außerdem aber sprach man von ihm nur herzlich wenig. Nun aber, seit einer Woche ist er der Held einer Geschichte, die man sich in der engen Gasse mit viel Vergnügen juraut. Demnach hat sich mit Herrn Wederl folgendes zugetragen:

Wiederholt hatte er im trautesten Familienkreise die unwillige Aeußerung getan, daß ihm der Vertrauensmann seiner Gehilfen ein Dorn im Bäckermeisterfleisch sei. Der Herr Wederl hatte nämlich einigemal den Versuch unternommen, die Löhne zu drücken und da es immer dieser „Blöndige Zeitpunkt“, der Vertrauensmann gewesen, der die Ausführung dieses Vorhabens mit großer Energie verhindert hatte. Nach solchen Zusammenstößen mit dem Vertrauensmann hatte Herr Wederl immer mit beträchtlichem Grimm verkündet, daß dieser Mensch nicht mehr lange das Glück haben würde, im Hause Wederl zu arbeiten.

„Wenn er net so a quater Arbeiter wär, hätt' i 'hn ja eh schon längst auf die Straß'n g'kehrt!“ schrie der Herr Wederl. „Aber bei der nächsten Gelegenheit wird er g'liefer!“ Wenn der Bäckermeister solche Drohungen ausließ, fand er stets die lebhafteste Zustimmung

seines zwanzigjährigen, männlichen Sprödlings, der sich im übrigen, solange er wuchs, gedieh und blühte, um Aeußerungen seines Erzeugers nur blutwenig gekümmert hatte. Doch war auch der Sohn des Hauses, Herr Pepi, des wilden Unmuts gegen den Vertrauensmann voll, weil von diesem das Gerücht ging, er hätte einmal über das arbeitsscheue Dasein des „jungen Herrn“ eine wenig schmeichelhafte Meinung geäußert.

Dem Vater Wederl, der sich gerne einen Mann von Tatkraft nennen hörte, schwoll nach solchen Zustimmungslundgebungen Pepis vor Stolz der Bauch (die Brust kam nicht in Betracht) und er ließ es, gerührt, wie er dann war, in solchen Momenten gerne geschehen, daß der Pepi aus der väterlichen Brieftasche „für die nächsten Tage eine Kleinigkeit“ entnahm.

Herr Wederl fand nun, als er wieder einmal die Anwandlung, einen jungen Gehilfen in seinen Ansprüchen zu verkürzen, nicht unterdrücken konnte, die Gelegenheit, sich durch das Mittel der Kündigung von dem unbequemem Vertrauensmann zu befreien. Die Antwort aber, die ihm wurde, war, daß die zwölf Arbeiter Wederls in Streik traten und versicherten, ihre Tätigkeit erst wieder aufnehmen zu wollen, wenn die Kündigung des Vertrauensmannes rückgängig gemacht sei.

Der bide Wederl war zuerst perplex, dann aber schrie er:

„Soll'n i streik'n, dö Räuberbnad'n! I kann's aushalt'n! I brauch' a Erholung! Zperr' i halt' ja und rufst' a bißl nach Abbajia! Aber i bin sicher, die Leut' reiß'n mir's Maul auf und nach a paar Tag' kumm'n i' froch'n!“

Es kam indes nicht so, wie Papa Wederl es erwartet hatte. Die Gehilfen blieben aus, neue Arbeitskräfte fand der Bäckermeister nicht, und er wurde kleinlaut.

„Um Himmelswill'n!“ jammerte er, „mir geht do' a Menge Geld verlor'n, wann über mein Geschäft wochenlang d'r Rollball'n hängt!... Aber i geb net nach!“

Während einer Beratung im Hause Wederl geschah es nun, daß der Pepi, mit schlenfernden Beinen aus dem Tische stehend, plötzlich sagte:

„I wüßt' schon a klane Abhill! Soll si halt' d'r Vater wieder amol selber zum Badtr'g stell'n! Es is wohl schon lang her, daß er nit mehr arbeit'n tuat, aber alles wird er ja do' net verlernt hab'n! Un vielleicht — wenn unsere G'sell'n seg'n, daß d'r Herr selber zuagreift, san f' dann weniger bodbeinig! Alstern, Vater, bind' da die Schürz'n um!“

Der Vater Wederl sah den Sohn mit großem Schmerze an. „Du mißtrauerer Mißbua!“ schrie er dann auf. „Wie kannst' d' denn nur so was sag'n?“

Er saß so heftig auf einen Sessel hin, daß die sorgsame Gattin sofort den Tischler bestellen mußte. Mit vieler Mühe löste man Wederl von den Trümmern des Stuhles und er ging dann mit solcher Wucht im Zimmer hin und her, daß man glauben konnte, ein Notortwagen der Straßenbahn mache zwischen den Möbeln Spazierfahrten. Er fluchte die phantasievollsten Flüche. Er schleuberte alle beweglicheren Möbelstücke zu Boden und drückte, als er seinen schweren Leib in einer zornigen Auswallung herumwarf, die Türe eines Kastens ein. Und immer wieder drohte er den Pepi, der die ganze Geschichte eine „riestige Bey“ hieß, für seinen Rat, der die Würde eines Bäckermeisters und mehrfachen Hausbesitzers so sehr mißachtete, daß er ihm riet, zu arbeiten, die Enterbung an. Aber die Gattin und die Tochter waren auf Pepis Seite. Immer wieder bewiesen sie, man müsse es der „Sozialpappe“ zeigen, daß man auf sie nicht unbedingt antünde. Die

Lehrbuben allein brächten ja auch, wie sich's selge, nichts zuwege.

Vater Wederl kämpfte einen schweren Kampf. Sein Vollmondgesicht war pulerrot und so verzweifelt, daß seine Gehilfen, wenn sie ihn so gesehen hätten, voll Erbarmen wohl die Arbeit sofort ausgenommen hätten. Blöhhlich schob er den Bauch würdevoll vor und indem er die fleischiger Finger zwischen die Westenknöpfe zwängte, lagte er:

„Guat is' s'!“

Der Brave warf dann Rod, Silet und Gendtragen ab und machte einige Schritte in der Richtung zur Badstube.

„Daß i' das erleben muag!“ stöhnte er auf und blieb wieder stehen.

Von Gattin, Sohn und Tochter mit vereinten Kräften geschoben, stand er aber doch endlich in dem großen Arbeitsraum, wo zwei Lehrlinge der Dinge harreten, die da kommen sollten. Mit verwunderten Augen sahen sie den Meister an. Dann strömten von allen Seiten auf die Befehle nur so ein. Wie sie da waren, schossen sie alle in der Badstube wie verrückt herum. Nur der Herr Meister selbst bewegte sich mit jener langsamen Unastät, die seine Dicke erforderte. Auf seinem Gesicht standen unzählige Schweißtropfen und der erhabene Seelen Schmerz desjenigen, der unter einem ungeheuren Zwange etwas tun muß, was gegen seinen Willen und seine Ueberzeugung ist. Herr Wederl — arbeitete.

Die Stube widerhallte von seinem Gestöhn. „Hätt' i nur mein' groß'n Bauch net!“ groste er immer wieder. „I kann ja net zum Badtr'g ucht!... Meine Arm' kan viel's kurz! Me Feilg'n, is das a Plog!“

Als er sich etwas zu heftig bückte, plagte ihn die Hofe. Die Bejrungen flüchteten in die dunkelsten Winkel und steckten dort die Köpfe fast zwi-

horen und die marxistischen Führer sind die letzten, die ihn beispielgebend repräsentieren!

Es wäre schon ein großer Fortschritt, wenn die Sanktionen endlich das Niveau des „homo sapiens“ des normalen mit einem Gehirn ausgestatteten Menschen erreichten. Von ihm zum Marxisten ist ein kleiner müheloser Schritt. Von dort, wo sie jetzt stehen, ist es zum Sozialismus allerdings soweit, wie vom Urwaldbewohner zum denkenden Menschen.

Mängel unleres Parlamentarismus.

Das allmähliche Verlaufen der tschechoslowakischen Parlamentsmaschine, die wachsende Lücke in beiden Häusern der Gesetzgebung und die sich immer mehr verbreitende Interesselosigkeit, die sich auch auf weite Schichten der tschechischen Bevölkerung übertragen hat, all diese Umstände haben bewirkt, daß auch in tschechischen Koalitionskreisen die Einsicht geweckt wird, daß es so wie bisher nicht weiter geht. Wir haben in den letzten Tagen Gelegenheit gehabt, einige kritische Erwägungen tschechischer Koalitionspolitiker über unseren Parlamentarismus zu lesen. Die tschechischen Koalitionsmacher übersehen hierbei aber, daß die Fehler des tschechischen Parlamentarismus nicht allein in seiner ungenügenden Mechanik liegen, sondern im System ihre Ursachen haben.

Das Musterbeispiel einer solchen Erwägung ist der Artikel Stivins in der „Nova Svoboda“, einer tschechischen demokratischen Zeitschrift. Stivin hält dem Abgeordnetenhaus vor allem die große Anzahl der Abgeordnetenklubs vor, die zu einer Erbhierarchie der Arbeiten, wie der Regierungsmehrheit, so auch der Opposition führt. Stivin berührt die Frage des Verkehrs der Regierung mit dem Parlament. Wenn der Ministerpräsident dem Parlament nicht die genügende Zeit widmen kann, sollte der Ministerpräsident einen Sprecher ernennen. Die Gesetzesvorlagen gehen dem Parlament spät zu. Stivin tritt weiter für eine Erneuerung der Klubordnung auf und setzt sich ein. (Diese Forderung erhebt Genosse Dr. Czech schon seit langem vergeblich. Anm. d. M.) Die Nichtteilnahme an den Plenarsitzungen nennt Stivin ein qualendes Theater, das auch darin seinen Grund hat, daß die Qualität der Reden nicht auf der Höhe ist. Die Regierungsmitglieder greifen selten in die Debatte ein, ernste rednerische Weitsprünge gibt es nicht. Man redet für die Zeitungen. Warum schreiben die Abgeordneten nicht gleich ihre Reden in die Zeitungen? Das Parlament leidet weiter an einer unregelmäßigen Verteilung der Arbeitszeit. Stivin wendet sich vor allem gegen die Nachsitzen. Eine Lichter Seite des Parlamentarismus bildet die Arbeit in den Ausschüssen. Diese Arbeit geht aber völlig unter, weil die Parlamentskorrespondenz nicht in der Lage ist, von den Arbeiten der Ausschüsse zu berichten. Neuer den Senat fällt Stivin ein vernichtendes Urteil. Der Senat führe, so sagt er, nur ein Scheinparlament, was wir haben, ist weder ein Zweikammersystem, noch ein Einkammersystem. Stivin tritt dafür ein, daß beide Kammern bei Aufrechterhaltung der Wahlordnung zu einer Kammer vereinigt werden.

Um das Mandat Pradeš. Das Präsidium der republikanischen Agrar- und Kleinbauernpartei hat beschlossen, den Abgeordneten Jaroslav Rychtera und den Senator Karl Pradeš aus der Partei auszuschließen und sie unverzüglich vor das Wahlgericht stellen zu lassen, damit sie wegen Nichtigkeit und unweiliger Handlungen der Mandate verurteilt werden, die sie in die Hände des Volkes zurückzugeben sich weigern, trotzdem sie aufgefordert haben. Mitglieder der Partei zu sein, auf deren Wahl sie landiert wurden.

„Wia macht ma' denn das? . . . Herrgott, i hab' ja alles schon vergeff'n! . . . No ja, es is ja schon fünfzigwan'g Jahr' her, daß i nix garbeit' hob'!“

Und die Buben lehrten:

„Das macht ma' so, Herr Meister! . . . Und das a so! . . . Bitt' schön, Sie wiss'n aber schon rein gar nix mehr!“

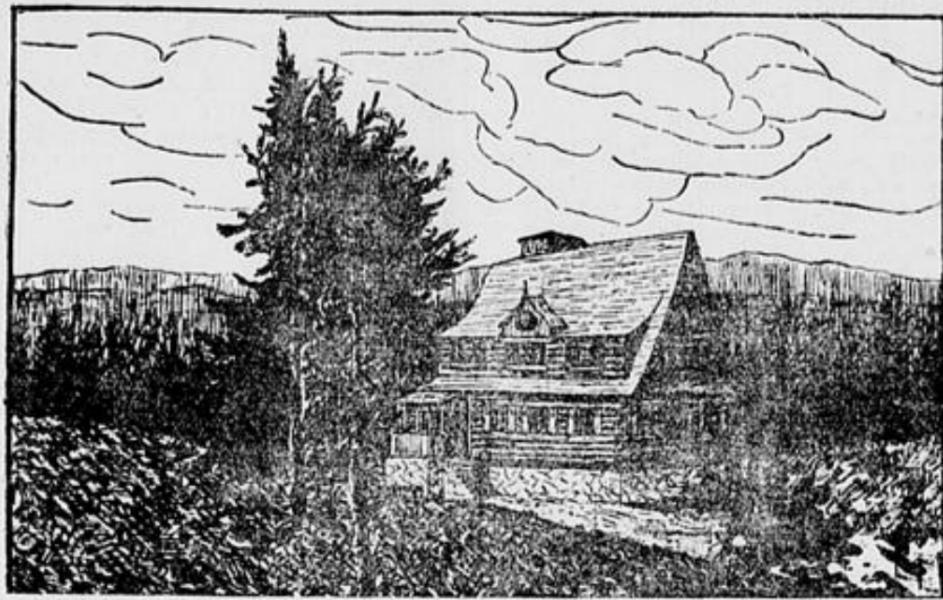
Der Pepi hatte einige Zeit mitgeholfen. Jetzt räckelte er sich auf einem Kübel und zündete sich eine Zigarette nach der andern an.

„Wui Teufel!“ meinte er. „Wann i so was allerweil mach'n müaht' tai' i mi lieber aufgehäng'n!“

„Und die schreckliche Luft, die's da hat!“ wimmerte Vater Wederl. „In d'r Höll' kann's aa net anders sein! . . . Net zum Aushalt'n is das! . . . Geb'l's m'r war z' trink'n! Wasser! Bier! Wein! Bringt's, was schleppen könnt's! . . . Und helf' s' m'r's demd ausz'log'n und die Hof'n! Und die Bantoffeln durt geb't m'r her! Die san vom Mischer! Der Kerl sitz' g'wih' g'mütlich z' Haus und lacht, während i sei' Arbeit mach'n müaht'! . . . Jessas, Frau, wer waf' s', ob mi' net a Krantkheit rakt auf die Marterei!“

Er trant wie ein Schwamm. Es kühlte ihn nicht und wenn er ein Glas Feuchtigkeit in sich hineinschüttete, hörte man ordentlich ein Zischen, wie wenn Wasser auf einen glühenden Herd gerät. Er dampfte wie eine Walschluche. Der Schweiß rann ihm in zierlichen Bächen über Gesicht, Arme und Bauch und alle diese Wasserzinnen mündeten in den Teig, aus dem die Semmeln geformt wurden. Der Sohn und die Tochter sahen das und sie saapten nach einer Weile, sie fühlten etwas in ihrem Innern, sie gingen hinaus und kamen nimmer wieder.

Ein Naturfreundeheim im Riesengebirge



Was war es wohl, das vor mehr als 25 Jahren den einfachen Seufenschmied Moiss Rohrauer dazu trieb, sich mit Gleichgesinnten zusammenzuschließen, um an Sonn- und Feiertagen hinausziehen in die Wälder und Berge? Und was war wohl die Ursache, daß sich um das kleine Häuflein immer mehr Anhänger scharten, bis im Laufe eines Vierteljahrhunderts sich die große Kulturorganisation der „Naturfreunde“ bildete, die Hunderttausende von ihrer Masse umfaßt, auf deren Arbeit das Bestehen der menschlichen Gesellschaft aufbaut ist, um deren Wohl und Wehe sich die Gesellschaft nur insoweit sorgt, als ihre Arbeitskraft in Betracht kommt. Es war wohl die Sehnsucht nach Licht, Luft und Freiheit, die diese Menschen hinstrieb aus den dumpfen Sälen der Fabriken, den Werkstätten und Schreibstuben, das Schreien, wimmeln und Hast und Arbeit sich einen Tag als Mensch fühlen zu können. Es war auch das Bewußtsein, daß die raucherfüllte Wirtschaft nicht der Platz ist, wo der Arbeiter Erholung finden kann. Und so zogen sie hinaus, dorthin, wo sie das fanden, was ihnen das Leben voll Arbeit und Sorge verweigerte: Ruhe, Erholung, Schönheit und Freiheit.

Reich an neuen Eindrücken war das Leben, welches diese Arbeiter sich schufen, obwohl verkannt und verspottet von der großen gedankenlosen Masse, die nicht begreifen konnte, daß sich Menschen abseits von den gewöhnlichen Vergnügungsorten wohl fühlen können. Aber kein Sport, wie er auch immer geartet sein mochte, war imstande, die Schrittmacher der Naturfreunde von ihrem Wege abzubringen. Unablässig warben und werben sie um ihre Arbeitsrüder, Arbeitsgeschwestern, um auch diesen zu zeigen, wo sie sich gut zum Kampfe um bessere Lebensbedingungen holen können. Aber nicht nur die Wege weisen sie ihren Arbeitsgenossen, sondern sie sorgen auch durch große Opfer an Geld und Arbeit für gastliche Kaffstätten, wo sich der Arbeiter unter feinesgleichen wohlfühlen kann, wo er das Gefühl hat, daß er willkommen ist und nicht als unliebbarer Eindringling betrachtet wird. So entstanden überall Naturfreundehäuser, in Österreich, wie in der Schweiz, in Deutschland, in Amerika und auch die Naturfreunde in der Tschechoslowakei gingen daran, sich Unverfälschtheimer zu schaffen.

Durch das hochherzige Vermächtnis ihres

Die treue Gattin allein blieb und bespritzte den Meister von Zeit zu Zeit mit kaltem Wasser.

„Na, na, i halt' s' net aus!“ jammerte er immer wieder. „I hör' auf! M' trifft d'r Schlag!“

Die Lehrbuben flüchteten, so oft es anging, in die dunklen Ecken. Wederl setzte sich unzählige Male nieder, um eine ausgiebige Raub zu tun. Der Meister fand in seiner Verzweiflung doppelte Gelegenheit, die Lehrlinge zu heben, bis sie nicht mehr weiter konnten. Es regnete Pflöge und Christgen.

Der Morgen kam und der Meister stand wimmernd vor seinen Betten. Die Dinge, die er erzeugt hatte, zeigten die absonderlichsten Formen. Eine andere Wirkung von Herrn Wederls Bäckkunst kam später. Einige Leute kamen und fragten ungestüm, ob der Herr Wederl in seine Waren Meister und Emmentalerkäse eingebaden habe. Mehr Leute standen im Laden und schimpften. Der unglückliche Bäckmeister stand eben trübem Sinnes und wart zum Umfallen vor einigen löchlichen Produkten seines Fleisches, als die Gattin in die Backstube ritt und ihn vorwurfsvoll von der Erbitterung der Käufer berichtete.

„Da aa no!“ schrie er mit letzter Kraft. Dann legte er sich hin, ächzend wie eine ungeworfene Lokomotive.

Nach einer Weile entfuhr es frotternd seinen Lippen:

„Dolt' s' m'r . . . holt' s' m'r . . .“

„Jessas, do' net an' Doktor?“ erschrad die Frau.

„Na, na!“ hauchte Wederl. „Dolt' s' meine G'fess'n! . . . I . . . i bin . . . mit all'n . . . einberstand'n! . . .“

Gans Pilz.

Mitgliedes, des verunglückten Hochsprüngen Rudolf Tham, wurde auch den Naturfreunden Reichenbergs die Errichtung eines eigenen Heimes der Verwirklichung näher gebracht. Dem Sättigungsausschuss war von allem Anfang klar, daß das geplante Heim nur im Riesengebirge errichtet werden kann und von den Bahnhaltungen Reichenberg, Gablonz, Josefthal und Gündorf noch Samstag zu erreichen sein muß, wenn es den weitesten Kreisen der nordböhmischen Arbeiterdienst dienen soll. In Erwägung dieses wurde ein Grundstück aus Privatbesitz im Ausmaße von 20,611 Quadratmetern käuflich erworben, und zwar an den sogenannten Königswiesen, welches 10 Minuten vom Turm der Königshöhe entfernt ist.

Recht einsam mußt das Plätzchen an mit dem Blick auf die dunklen, weiten Wälder des Riesengebirges; feinswärts murrte ein lares Wasserlein sein leises Lied, überlirt vom Rauschen hoher Nadelbäume, welches von Rauregengewalten, von Talschlamm und jähem Lebenswillen erzählt. Wird es aber dem Besucher zu einsam, so wende er seine Schritte nach der entgegenliegenden Seite und nach drei Minuten wird sich seinen flammenden Blicken ein Bild bieten, welches seinesgleichen sucht. Da liegen an die Gänge geschnitten die Häuser von Johannsberg, Friedrichwald, Gränzendorf, wo der Dichter des Riesengebirges Gustav Rentell seinen Roman die Königshäuser spielen läßt; weiter hinaus ziehen sich die Dichtbesiedelungen der Dörfer des Gablonzer Bezirkes mit Gablonz — davor aber glänzt der alte Spiegel der Grünwalder Talsperre. Dahinter erhebt sich im Süden der Schwarzbirnen mit seinem Turm, gegen Osten anschließend der Muchow und andere Höhen des Riesengebirges.

Eine grobe Täuschung.

Die von Purcell geführte englische Gewerkschaftsdelegation ist dieser Tage von ihrer Ruhlandreise zurückgekehrt. Der rosarote Bericht, den Purcell und Genossen über ihren Besuch in Rußlands und Georgiens erstatten, gibt der kommunistischen Presse Anlaß zu lauem Jubel, endlich glaubt sie, die Engländer gefunden zu haben, die vor der Arbeiterschaft der Welt Kronzeugenschaft darüber abzulegen geeignet sind, daß in den Sowjetrepubliken alles in bester Ordnung und daß das bolschewistische Regime beispielgebend für alle Demokraten und Sozialisten ist.

Wir sind leider nicht in der Lage, den Bericht der Gewerkschaftsdelegation als objektive Schilderung und Beurteilung und darum als absolute Wahrheit hinnehmen zu können. Genosse Purcell mag noch so begeisterte Lobeshymnen über die Kulturleistungen der Sowjets in Waku und Sierowla aufstimmen, er mag noch so entzückt sein über die sozialistischen Erregungszustände auf dem Gebiete der Landwirtschaft — und der Elektrizitätswirtschaft — uns genügt das doch nicht, um die Fehler und Verbrechen des bolschewistischen Regimes zu vergessen. Und Purcell mag sich auch die Glückseligkeit der Bewohner Georgiens noch so sehr an der Schilderung einer einmütig vorzunehmenden Demonstration der Arbeiter in Tiflis darzulegen sich bemühen — wir müssen democh bedauern, in den Jubelchor der englischen Delegierten nicht einstimmen zu können, weil wir wissen, daß sie von den Leitern der Moskauer Internationale und der Sowjets bewußt und nach allen Regeln der bolschewistischen Kunst getäuscht wurden. Die Art, wie die Moskauer ausländischen Arbeiterdelegierten, die zu Studienzwecken in das Paradies Sowjetrußlands oder Georgiens kommen, die Musterdemokratie, das Dorado der Arbeiter vorzemonstrieren, ist nicht neu. Man weiß die Gäste schon immer schön auf der Lichtseile herumzuführen und versteht es, sie peinlich vor den Kulissen zu beschäftigen, hinter deren das Traurige und Verwerfliche zu sehen wäre. Mit Recht hält die Auslandsdelegation der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands in einem offenen Schreiben an die Labour Party und an den Generalrat der Trade-Union's dem Bericht der englischen Gewerkschaftsdelegation folgendes entgegen: Um ein Urteil über die russische Frage abzugeben, muß man die Verhältnisse allseitig und gründlich studieren, und dazu muß man entweder

welche aber hoch überragt werden vom mächtigen Riesengebirge; anschließend und nach Nord-West laufend beherrschen wieder die bewaldeten Höhen des Riesengebirges das Bild, gekennzeichnet durch Zierhübel, Schwarzer Berg, Taarbenhaus, Vogelkoppfen usw., bis das Riesengebirge mit dem Rieschen, von Nord nach Südwest den Kreis schließt. Aber noch manche Spitze, mancher Berg ist zu sehen, der hier nicht genannt werden soll. Es ist eine Rundschau so reich und mannigfaltig, daß ruhig behauptet werden kann, daß es kein idealeres Plätzchen für ein Naturfreundeheim gibt.

Das zu errichtende Heim ist nicht nur als Unterkunftsheim gedacht, sondern soll auch als Ferienheim dienen. Hier soll der Arbeiter, die Arbeiterin ausruhen in den wenigen freien Tagen; und sie aber wunderbarlich, so bietet das Riesengebirge mit seinen herrlichen Wäldern, felsgekrönten Bergen, den rauschenden wasserreichen Gebirgsbächen und tief im Waldesdunkel verborgenen Wasserfällen ein Wandergebiet, dessen intime Reise selbst vielen Einheimischen noch unbekannt sind und die auch in vielen Tageswanderungen nicht völlig erschert werden können.

Spät zieht der Frühling in dieses Gebiet ein, dann aber gibt es ein Leben und Weben in den weiten Wäldern, wo die Laubbäume bereits frischen, während die Wildbäche kaum die Schneewasser fassen können, die ihnen das Gebirge in unabhigen Rinnsalen zuführt. Da tosen die Wasserfälle und großes Zwingertoll wird von den ungestümen Wassern zu Tale geführt. Schattensreiche Wege bietet das Gebirge im Sommer und wenn in der Herbstsonne die Blaubeeren reifen und von den Ebereschen die roten Beerenbüschel leuchten, welchen Naturfreunde wird da eine Wanderung Langeweile bringen. Wenn aber der Winter mit seiner Gefolgschaft von Schnee und Kälte im Riesengebirge Einzug hält, da entfaltet sich hier ein ganz anderes Leben. Sind auch die Wälder erstarrt unter Schnee und Eis, bedeckt auf meterhoch weicher Schnee Berg und Hang, so ist doch nicht alles Leben erstorben. Tief unterm Schnee zeigt durch loises Gurgeln der Wildbäche sein Woberleben an, dazwischen läßt ein Vogel sein leises Stimmchen hören, wenn er sich an den gefrorenen Beeren der Ebereschen küßlich getan. Und da kommen sie angeglitten auf langen Gleichhölzern durch den weichen Schnee, um Ruhe und Schönheit zu genießen, die Menschen, welche auch der Winter aus seinem Reich nicht verschrecken kann.

Wenn vor unfremem Geist das Haus ersteht, wie wir es wünschen, so hören wir vom Rasen her den Jubel spielender Kinder, welche sich mit geröteten Wangen ihrer Freiheit freuen, sehen jugendliche im Spiel und Volkstanz, sehen ältere Leute mit schwieligen Händen und Gesichtern, in welche der Lebenskampf seine Spuren zeichnet; sinnend blicken sie auf die Jugend, die Zukunft.

Beim Durchstreifen des Grundstückes findet man einen grauen Steinblock mit den Worten: Gott dem Allmächtigen! Und möge er dereinst die Worte unseres Präsidenten des Genossen Volkert zeigen:

„Hier atmen wir Luft und trinken wir Freude und holen den Mut uns zum Kampfe im Tal!“

A. Bouda.

in Beziehungen zu den Vertretern der nichtbolschewistischen sozialistischen Parteien treten, die als Oppositionelle Material über die wirtschaftliche Lage der Dinge vorzulegen instand sind, oder aber man muß als Privatperson, ohne von der Regierung kontrolliert zu werden, mit den Massen der Arbeiter in täglichen Verkehr treten können. Weder das eine noch das andere hat die englische Delegation getan. Sie hat sich einfach der Sowjetführung überantwortet, deren Mitteilungen und Angaben entgegengenommen und darnach ihre Urteile gefaßt, deren richtige sie sofort nach ihrer Ankunft in Rußland veröffentlichte. Eine so einseitige und beinahe leichtfertige Beurteilung hat natürlich keinen Anspruch auf Beachtung und Glauben.

Wir wissen sehr wohl, daß die englische Gewerkschaftsdelegation den üblichen Zweck verfolgt, der Debe der Konservativen in England gegen Sowjetrußland einen Damm entgegenzusetzen und wir begrüßen den Bericht der englischen Gewerkschafter, soweit er den bürgerlichen Annenmärchen über das kommunistische Schreckgespenst entgegentritt. Was wir aber nicht billigen, ist die Beugung der Wahrheit, mag dies auch noch so sehr den augenblicklichen Bedürfnissen der englischen Gewerkschafter entsprechen. Genosse Purcell schreibt Dithyramben über Rußland und verschweigt den dort herrschenden politischen Terror, das beispiellose Spitzelwesen, die vollkommene Unterdrückung jeder unabhängigen Presse und jeder freien Meinungsäußerung, die furchtbare Arbeitslosigkeit, die Rot der Bevölkerung. Mit keinem Wort erwähnt Purcell die Hunderte Opfer des Aufstandes in Georgien, dieses Kirchhofs, den er den europäischen Arbeitern als ein Musterland fortschrittlichen, sozialistischen Lebens hinstellt! Wir sind nicht der Meinung, daß man die russische Revolution verteidigt, indem man die Auswirkung ihrer Verzerrung verschweigt. Die etwas robuster als Purcell veranlagten Führer der Bolschewiki in Georgien haben selber und sich brüsten eingestanden, daß sie Dutzende gefangener Sozialisten, Hunderte georgische Arbeiter ermordet haben. Die englischen Delegierten aber sind begeistert von dem „großen Werk der georgischen Arbeiter“ und der „gesamten Union der GSR.“ So begeistert wie Klara Zetkin, die Frau mit dem großen Namen, einstmalig Muster proletarischer Tugend, christlichen sozialistischen Kamp-

Devisenkurse.

Devisenkurse. Dietschische Krone notiert in:

Table with exchange rates for New York, Berlin, and Wien.

Prager Kurse am 23. Dezember.

Table with exchange rates for Gold and Wars.

An unsere Leser und Abonnenten!

The text discusses the Christmas issue of the newspaper, mentioning that it will be published on December 24th and that the following day there will be no issue.

The text continues with a detailed report on the activities of the Communist Party in Georgia, mentioning the arrest of several workers and the role of the party in the region.

Weihnachtsfreude und Edelshnapf.

The text discusses the joys of Christmas and the consumption of schnapf, mentioning that it is a common practice in the region and that it is enjoyed by many people.

Tages-Neuigkeiten. Häuser ohne Weihnacht.

The text discusses the situation of workers in houses without Christmas, mentioning that they are often in a state of poverty and that they are not allowed to celebrate.

The text continues with a discussion of the workers' struggle, mentioning that they are fighting for better conditions and that they are not willing to accept the current situation.

The text discusses the workers' struggle in more detail, mentioning that they are fighting for better wages and that they are not willing to accept the current situation.

The text continues with a discussion of the workers' struggle, mentioning that they are fighting for better conditions and that they are not willing to accept the current situation.

The text discusses the workers' struggle in more detail, mentioning that they are fighting for better wages and that they are not willing to accept the current situation.

The text continues with a discussion of the workers' struggle, mentioning that they are fighting for better conditions and that they are not willing to accept the current situation.

The text discusses the workers' struggle in more detail, mentioning that they are fighting for better wages and that they are not willing to accept the current situation.

The text continues with a discussion of the workers' struggle, mentioning that they are fighting for better conditions and that they are not willing to accept the current situation.

The text discusses the workers' struggle in more detail, mentioning that they are fighting for better wages and that they are not willing to accept the current situation.

The text continues with a discussion of the workers' struggle, mentioning that they are fighting for better conditions and that they are not willing to accept the current situation.

The text concludes with a final statement about the workers' struggle and their determination to fight for their rights.

The text discusses the workers' struggle in more detail, mentioning that they are fighting for better wages and that they are not willing to accept the current situation.

The text continues with a discussion of the workers' struggle, mentioning that they are fighting for better conditions and that they are not willing to accept the current situation.

The text discusses the workers' struggle in more detail, mentioning that they are fighting for better wages and that they are not willing to accept the current situation.

The text continues with a discussion of the workers' struggle, mentioning that they are fighting for better conditions and that they are not willing to accept the current situation.

The text discusses the workers' struggle in more detail, mentioning that they are fighting for better wages and that they are not willing to accept the current situation.

The text continues with a discussion of the workers' struggle, mentioning that they are fighting for better conditions and that they are not willing to accept the current situation.

The text discusses the workers' struggle in more detail, mentioning that they are fighting for better wages and that they are not willing to accept the current situation.

The text continues with a discussion of the workers' struggle, mentioning that they are fighting for better conditions and that they are not willing to accept the current situation.

The text discusses the workers' struggle in more detail, mentioning that they are fighting for better wages and that they are not willing to accept the current situation.

The text continues with a discussion of the workers' struggle, mentioning that they are fighting for better conditions and that they are not willing to accept the current situation.

The text concludes with a final statement about the workers' struggle and their determination to fight for their rights.

Die der Erlösung harren . . .

The text discusses the workers' struggle in more detail, mentioning that they are fighting for better wages and that they are not willing to accept the current situation.

The text continues with a discussion of the workers' struggle, mentioning that they are fighting for better conditions and that they are not willing to accept the current situation.

The text discusses the workers' struggle in more detail, mentioning that they are fighting for better wages and that they are not willing to accept the current situation.

The text continues with a discussion of the workers' struggle, mentioning that they are fighting for better conditions and that they are not willing to accept the current situation.

The text discusses the workers' struggle in more detail, mentioning that they are fighting for better wages and that they are not willing to accept the current situation.

The text continues with a discussion of the workers' struggle, mentioning that they are fighting for better conditions and that they are not willing to accept the current situation.

The text discusses the workers' struggle in more detail, mentioning that they are fighting for better wages and that they are not willing to accept the current situation.

The text continues with a discussion of the workers' struggle, mentioning that they are fighting for better conditions and that they are not willing to accept the current situation.

The text discusses the workers' struggle in more detail, mentioning that they are fighting for better wages and that they are not willing to accept the current situation.

The text continues with a discussion of the workers' struggle, mentioning that they are fighting for better conditions and that they are not willing to accept the current situation.

The text concludes with a final statement about the workers' struggle and their determination to fight for their rights.

Rampe-Lücke u. **Deutschnationale**. Von der Dichtung der Carl Rampe N. G. erhält die „Frankfurter Zeitung“ folgende Notiz: Die Carl Rampe N. G. legt Wert darauf, festgestellt zu sehen, daß sie der politischen Ausnutzung ihrer Firma zur Bezeichnung von Parteien und dergleichen nach links wie nach rechts völlig fernsteht. Dazu meint das demokratische Blatt: Bekanntlich ist „Halb und Halb“ oder „Die Rampe-Partei“ der Rufname, den sich die Deutschnationale Partei am 20. August durch Abstammung einer Hälfte der Reichstagsfraktion zum Ja-Sagen bei der Abstimmung über die Dawes-Gesetze erworben hat. Die Kränkung, die dadurch der Rufname zugefügt wurde, verstehen wir ganz und gar.

31 Bergarbeiter getötet. Bei dem Zusammenbruch eines Schachtes einer Goldmine in Südafrika sind ein weißer und dreißig eingeborene Bergarbeiter getötet worden. Es ist noch nicht gelungen, die Leichen zu bergen.

Der Weihnachtsstapel in den Straßen von New York gestaltet sich stets lebensgefährlich. Die Zahl der Automobile, die vor den großen Kaufhäusern warten, hat eine Höhe erreicht, die nicht mehr übertraffen werden kann, wenn noch ein Rest von Bewegungsfreiheit in den fast gänzlich verstopften Straßen bleiben soll. Schon können sich weder Fußgänger noch Fahrzeuge bewegen, und die Polizei ist außerstande, der Unordnung zu steuern und die Straßen freizumachen. Man hat alles Mögliche versucht, um diesem Uebelstand abzuhelfen; aber die Automobile nehmen derart zu, daß alle Maßnahmen der Verkehrspolizei zur Wirkungslosigkeit verurteilt sind. Ein Fußgänger muß mindestens drei Minuten warten, bis er es wagen kann, den Bürgersteig zu verlassen und die andere Seite zu erreichen. Auch die Autobesitzer klagen lebhaft über die beispiellose Überfüllung der Straßen. Es gibt häufig Zusammenstöße, und es wird berichtet, daß die häufigsten Reparaturkosten schon längst den ganzen Kaufpreis der Automobile übersteigen. Einige große Warenhäuser der Stadt haben zur Entlastung der Straße besondere Garagen eröffnet, in denen die Kunden ihre Autos einstellen können.

39 Tage auf hoher See verschlagen. 15 Fischer trafen in Madras ein, nachdem sie in steuerlosem und ankerlosem Herumtreiben 39 Tage auf dem Meere verbracht hatten. Acht Tage verbrachten sie ohne Nahrungsmittel und Wasser. Bei ihrem Herumtreiben auf dem Meere legten sie eine Strecke von 1000 Meilen zurück.

Fünf Matrosen ertrunken. In der Nähe von Haugesund stießen zwei deutsche Fischdampfer bei regnerischem Wetter zusammen, wobei der eine, „Einrich Duch“ aus Hamburg sofort sank. Hierbei kamen fünf Mann der Besatzung, der zweite Steuermann, der Maschinist, der Koch und zwei Matrosen um. Die übrigen wurden von dem anderen Fischdampfer „Bremen“ aus Bremerhaven gerettet, nachdem sie zwanzig Minuten im Wasser zugebracht hatten.

Zwei tödliche Straßenunfälle täglich in London. Die Zahl der Straßenunfälle ist nicht nur bei uns, sondern auch in anderen Ländern beunruhigend groß. Nach einer Statistik, die in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ mitgeteilt wird, ereigneten sich in London vom Juli bis September 1924 22.351 Unfälle, darunter 223 tödliche, also durchschnittlich über zwei Todesfälle täglich. Am einzelnen entfielen von den Unfällen auf Omnibusse 2288, darunter 41 tödliche, auf Privatautos 5974, darunter 55 tödliche, auf Motorräder 1997, davon 26 tödliche, auf Handelsfuhrwerke 412, davon 65 tödliche, auf Straßenbahnen 1132, auf Droschken 1063.

Zwei Teelöffel im Magen. Cecil P. D. Baines, der nach Verbüßung einer wegen Straßenraubs über ihn verhängten Strafe aus dem Gefängnis von Liverpool entlassen wurde, mußte sich kürzlich einer Operation unterziehen, um zwei Teelöffel loszuwerden, die er vor vier Jahren verschluckt hatte und seitdem im Magen trug. Im Jahre 1920 war er wegen Straßenraubs zu einem Jahre schweren Kerkers verurteilt worden. Nachdem er drei Monate abgeleistet hatte, unternahm er einen Selbstmordversuch, indem er zwei neun Zoll lange Teelöffel verschluckte. Als er dem Gefängnisarzt erzählte, was er getan hatte, lachte ihm dieser ins Gesicht, weil er die Sache für unmöglich hielt und annahm, daß der Mann nur simulierte, um ins Lazarett zu kommen. Als Baines dann später wegen einer anderen Straftat wieder ins Gefängnis kam, hatte er so unerträgliche Schmerzen, daß er sich an das Ministerium des Innern mit dem Ersuchen wandte, bei ihm eine Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen vornehmen zu lassen. Auf den Befehl, daß dies nur auf seine Kosten geschehen könne, erklärte er sich zur Übernahme der Kosten bereit. Bei der Durchleuchtung wurden denn auch die beiden Teelöffel festgestellt. Auf Grund der Untersuchung wurde er ins Lazarett gebracht, wo die Operation erfolgte und die beiden Löffel, die er vier Jahre in seinem Leib getragen hatte, entfernt wurden.

Radio-Apparate in Badewärternäumen. Die städtischen Bäder sind die billigsten in Wien. Die sozialdemokratische Gemeindeverwaltung will, daß auch die Arbeiter und Angestellten, die kein Badezimmer zu Hause haben, möglichst oft baden können. Sie hält daher nicht nur die Preise so tief als möglich, sondern erweitert auch die bestehenden Bäder und baut neue hinzu. In Favoriten wird jetzt das größte Warmwasserbad Mitteleuropas gebaut. Der Andrang zu den städtischen Bädern ist aber auch sehr groß und die Badegäste müssen oft warten, bis ein Bad frei wird. Um nun den Besuchern die Wartezeit zu verkürzen, hat die Gemeindeverwaltung vorläufig in zwei der am meisten besuchten Bäder, im Jägerbad und im Theresienbad, einen Radio-Apparat mit Lautsprecher aufgestellt. Diese neue Einrichtung hat großen Anklang gefunden. Es ist nun das Barten auf das Vergnügen des Bades selbst schon ein Vergnügen geworden.

Der Kampf gegen das Sumpffieber in Italien. Die Bekämpfung des Sumpffiebers, das in Italien eine schwere Gefährdung der Bevölkerung darstellt, hat große Erfolge gezeitigt, wie die Mitteilungen von Leon Bernard in der Pariser Akademie der Wissenschaften beweisen. Die Sanierungsarbeiten und die wirksamere Art der Behandlung, besonders die Anwendung des Chinins, haben gut gewirkt. Während 1887 nur fünf italienische Provinzen vom Sumpffieber frei waren, sind es 1923 bereits 17 Provinzen. Die Sterblichkeitsziffer an Sumpffieber ist von sieben pro 1000 im Jahre 1887 auf vier pro 1000 im Jahre 1914 zurückgegangen. Die Gesamsterblichkeit ist von 23 auf 19 pro 1000 von 1887 bis 1923 zurückgegangen, und die Zahl der Bevölkerung hat sich in dieser Zeit verdreifacht.

Witterungsübersicht vom 23. Dezember. In den letzten 24 Stunden hat es sich in den Niederungen der Republik, die unter einer niedrigen Wolkendecke lagen, weiter abgekühlt, die Nachfröste sind allgem.; die tiefsten Minima hatten in der Nacht auf Dienstag Eger mit -7 Grad, Budweis mit -9 Grad Celsius. Eine tiefe Depression über dem Westen und warmes Wetter. Auf dem Cerow im Böhmerwalde sank die Temperatur nachts nicht unter +6 Grad Celsius. Eine tiefe Depression über dem Westen

Europas hat auf das Wetter in der Republik vorläufig keinen Einfluß. - Wahrscheinliches Wetter von heute: In den Niederungen neblig, sonst anhaltend trockenes Frostwetter.

Humor.

Die reichen Christen und das Christkindlein.

In der Weihnachtszeit fragt Kommerzienrats Jüngster, als die Familie gerade beim Mittagsmahl sitzt, ob es wahr sei, daß Jesus in einem Stalle geboren wurde.

Ein tadelnder Blick der Frau Kommerzienrat: „Artheinz, sprich jetzt nicht von solchen Dingen, wir sind doch beim Essen!“

Selbstmordversuch bei der Deslogierung.

Ein Höhepunkt der furchtbaren Folgen der Wohnungsnot wurde in der Gemeinde Reichwaldau bei Oederberg (Schlesien) erreicht. Es wurden dort bereits mehrere Familien auf die Straße gesetzt. Das Bezirksgericht gibt mit der gerichtlichen Mündigung die Erlaubnis zur Deslogierung der armen Familien, für die die Gemeinde Wohnungen beschaffen muß, wenn die Leute nicht auf der Straße in den kalten Wintermonaten erstickten sollen. Wenn die Gemeinde Reichwaldau sich wenigstens teilweise die Zufriedenheit der Bewohner erwerben will, so muß sie mindestens 100 Familienhäuser aufbauen lassen.

Das Bezirksgericht in Oederberg erteilte dieser Tage eine Aufforderung, mit der die Deslogierung des Schachtarbeiters Bojoch Riee und dessen Ehegattin aus ihrer Wohnung angeordnet wurde, weil sie diese nicht freiwillig räumen wollten. Das war ihnen auch gar nicht möglich, da sie keine Wohnung bekommen konnten.

In Anwesenheit von Gendarmen erließen am 17. Dezember ein Gerichtsbeamte des Oederberger Bezirksrichters in der Wohnung des Schachtarbeiters, der in dem Hause des Kaufmannes Max Maimann wohnte, um die Deslogierung der Eheleute vorzunehmen. Als der Gerichtsdiener die Wohnungsspeisekammer auf die Straße trug, trat der arme Schachtarbeiter an ihn heran und übergab ihm einen Brief mit 200 Kronen Inhalt. Dem Briefe war ein Schreiben beigelegt, in welchem Riee vertrat, daß dieses Geld zu seinem und seiner Frau Begräbniskosten verwendet werden möchte. Aus dem Inhalte des Briefes stellte der Gendarmenwachmeister fest, daß die Eheleute etwas vorhaben, weshalb er eine strenge Überwachung anordnete.

Als die Kinder aus der Schule gingen, versammelten sie sich um die auf der Straße stehenden Möbel und das Geschirre und begannen es auseinander zu tragen. Mit Rücksicht darauf kümmerte sich die Gendarmrie mehr um die Möbel und die Kinder als um das unglückliche Ehepaar. Diesen unbeobachteten Augenblick benutzten die Eheleute und tranken eine reichliche Menge von Essigsäure aus. Sie wurden mit schweren inneren Verletzungen ins Spital geschafft.

Diese Tat ist eine schreiende Anklage gegen die jetzigen herrschenden sozialen Verhältnisse und gegen die Wohnungsnot. 85 Prozent der Reichwaldauer Bevölkerung sind Industriearbeiter. Die Gemeinde hat eine sehr kleine Steuerliste. Nach den herrschenden Verhältnissen brauchte die Gemeinde mindestens eine halbe Million Kronen, um Abhilfe zu schaffen. Sie hat jedoch nur eine Einnahme von 100.000 Kronen jährlich. Die Industriearbeiter kümmern sich überhaupt nicht um Arbeiterwohnungen.

Die Abseitsmenschen.

Von Joseph Roth-Berlin.

Eine Droschke wartet, im Regen, vor der Diele.

Die Diele hat alle ihre Lichter rötlich befeuchtet, und aus ihren Fenstern bricht gespenstisch ein Widerschein, wie bei einem Zirkusbrand im Film. Hinter den kostbaren Vorhängen sieht man die Silhouetten angelehnter freisender Paare.

Die Droschke, die im Regen wartet, besteht aus einem Gefährt, einem Kutscher und einem Pferd.

Der Kutscher sitzt auf dem Bock, in einem Kittel, mit einer Kapuze, wie ein Mann ohne Unterleib. Die Peine hat er hochgezogen und er sitzt vielleicht auf ihnen. Oder er hält sie unter der Decke. Oder er hat gar keine.

Der Reitschneidling schwenkt gerthenhaft im Regen und wedelt mit dem Lederrücken. Der Kutscher niest manchmal und es klingt, als ob er wücherte. Das Pferd streichelt mit dem rechten Vorderfuß das Pflaster.

Vor der Drehtür der Diele wacht, goldberecht und imponant, ein Portier. Sein Schnurrbart mitten im Gesicht ist ein blonder Draht und läuft in zwei feinen, aufwärts gerichteten Spießhaken aus, an denen man, wenn alle Kleiderrechen schon bemüht sind, je einen Stabstiel anfängen könnte.

Die Drehtür kreist ewiglich um ihre Achse und aus ihren Fächern fallen Menschen heraus, wie Kohlenstücke aus einem Kran. Die einen fallen in die Straße, andere in die Diele. Die Drehtür ist eine philosophische Einrichtung, und manche erbliden in ihr ein Symbol des Lebens.

Der Portier greift immer mit der Rechten an die goldene Kappentreppe, wie einer der grünen will, aber es doch lieber unterläßt. Wenn er wirklich einmal: Guten Abend! sagt, antwortet ihm keiner, als wäre er ein Automat, oder ein Grammophon.

Der Schutzmann entspricht einer Mauernische und wandert gemessen der Diele entgegen. Der Portier hebt mechanisch die Hand an den Tressestand und spricht. Man kann deutlich hören, daß er kein Grammophon ist, oder daß seine Sprache viel mehr Worte hat, als nur: Guten Abend!

Der Kutscher verumt durch den Halsbalken verwehte Laute und schwenkt seine Peine vom Bock, wie ein Paar hohler Hosen. Dann steht er unten und bewirft, daß ein Kutscher einen Unterleib hat und nicht ein Bestandteil der Droschke ist.

Der Dienstmann host auf einem Schmelz an die Wand gedrückt, eine rot und dunkel angestrichene Verzierung; eine verkleidete Fresse mit einer Peise im Mund. Höflich bläst er eine Rauchwolke als Lebensbeweis in die Luft und bröckelt von der Mauer ab. Er schlurft zur Droschke und schlafst auf den Rücken des Pferdes. Dieser Laut gibt ihm den schlendern Rest des Müdes und er schleicht sich in die Gruppe des Portiers, des Schutzmanns und des Kutschers.

Alle drei merken den Standesunterschied und bestätigen ihn durch Schweigen.

Der Cellist tritt aus der Diele, um sich abzuschließen. Er ist ein schwarzhaariger Mensch und seine Augen sind klein und glänzend, wie eingesehte Glühwürmchen. Sein Saettel ist glatt und sicher, als wären die einzelnen Haare an den Enden künstlich wieder in die Stoffhaut eingefügt. Der Saettel verbreitet Sicherheit und erweckt das Bewußtsein, daß über ihm die fürchterlichsten Stürme fruchtlos verbrausen.

Der Cellist trägt einen Frack, aus der Weste schießt die Dendbrust weiße Strahlenbündel in das Dunkel. Der Schutzmann grüßt und der

Aus Natur und Technik. Schein und Wirklichkeit im Film.

Gar häufig zerbricht sich der Kinobesucher den Kopf darüber, wie eine Filmaufnahme entstanden ist, er fragt sich, ob es „echt ist“, wenn Harold Lloyd auf den höchsten Wolkenkratzer klettert, oder wenn eine Lawine ein Dorf begräbt. Aber daß gar sehr viele Bilder, an deren Natürlichkeit ihm nicht der geringste Zweifel aufsteigt, nicht echt sind, davon hat der Kinobesucher keine Ahnung. Die Verwendung von Modellen an Stelle der Wirklichkeit ist aber sehr häufig und bürgert sich immer mehr ein, so daß selbst die größten Firmen aus Gründen einer geschlossenen und künstlerischen Aufnahme da zu Aufbauten greifen, wo sie die Natur ohne Schwierigkeiten haben könnten. Nicht nur das lausliche Wohnzimmer wird aus Papiermaße und Holz in einem Eckchen des Filmateliers aufgebaut, oder für eine Straßenaufnahme genügen die gemalten Fassaden von ein paar Häusern, sie nicht über dem Ladenschild aufhören — auch die Natur wird im Atelier künstlich nachgemacht. So hat man kürzlich in dem größten Berliner Filmatelier ganze Waldpartien in natürlicher Größe gebaut, nicht um Ersparrnisse zu machen, denn das kostete ja viel mehr, als eine Naturaufnahme, sondern weil das Werk der Kamera nicht die gleichen optischen Voraussetzungen hat wie das menschliche Auge. Die Natur sieht in der Photographie nicht immer so „natürlich“ und, wie wenn ein künstliches Gebilde unter genauester Beobachtung aller technischen Einzelheiten festgehalten wird. Außerdem ist der Regisseur durch die Aufbauten in seinem Atelier von den Witterungsverhältnissen unabhängig und der Operateur kann alle Feinheiten der Beleuchtung besser zum Ausdruck bringen. Die Herstellung von Szenenbildern in natürlicher Größe ist aber nur in einem Riesensaal möglich, daher verwendet der Filmfabrikant in sehr vielen Fällen das verkleinerte Modell, das meist nicht minder wirkungsvoll, aber dafür erheblich billiger und praktischer ist, als die Aufnahme in der Natur. Diese Modelle finden in immer steigendem Maße in der Filmfabrikation Verwendung, denn die Vorteile sind

zu augenfällig und die Wirkung so vorzüglich, daß des Publikum „nichts merkt“.

Wer würde z. B. auf den Gedanken kommen, daß das „Meer“, das er auf dem Film bewundert, in Wirklichkeit eine kleine Schieferplatte war, die mit Wasser in einer Tiefe von einem Zentimeter bedeckt wurde? Wer wird glauben, daß der durch die Landschaft rasende D-Zug tatsächlich eine Kinderreisenbahn war und durch Förster, Waldungen und Wiesen in einem kleinen Mansardenzimmer fliegt, in dem alles aufgebaut war? Der Fachmann freilich ist nicht so leicht hintertrübt zu führen. Er erkennt eine Modellaufnahme sofort an der mangelnden Luftperspektive. In der Naturaufnahme kommt nämlich die Unübersichtlichkeit der Luft voll zum Ausdruck, während die Aufnahme nach dem Modell eine allzu große Klarheit aufweist. Man kann aber auch den Fachmann täuschen, indem man die Modelle durch eine mit einer fluoreszierenden Flüssigkeit beschichtete Glasscheibe aufnimmt, dann erlangt man, auch in dem gestellten Bild den Dunst der ferne Will man lebende Personen innerhalb der Modellbauten aufnehmen, so photographiert man zunächst den Schauspieler vor einem dunklen Vorhang in sehr großer Entfernung, so daß er ganz klein erscheint. Dann wird der Filmstreifen bei geschlossenem Objektiv zurückgedreht und eine Nachaufnahme des Modells in genau berechneter Entfernung gemacht. Nach dieser Methode, die freilich einige Übung erfordert, ist man in der Lage, jede beliebige Spielzene in dem Rahmen eines Modellbaues einzufügen.

Was wollen die Rundfunkhörer hören? In diesem Thema liegt das Ergebnis einer neuen Kundfrage vor, die von drei Sendestationen in Chicago veranstaltet worden ist. Die Stationen verabredeten sich, daß jede zwölf Tage lang dasselbe Programm wie die anderen bringen sollte und forderten zugleich ihre Hörer auf, einen Wunschzettel für das Programm dieser zwölf Tage abzugeben. Der Wunschzettel sollte außer unterrichtenden Vorträgen ausschließlich musikalische Darbietungen umfassen, und zwar: Klassische Musik, volkstümliche Musik, religiöse Musik, Instrumentalmusik, Tanzmusik, Jazzbandvorführungen, Bühnenmusik, Vieder. Jeder Hörer sollte nur einen

Wunschzettel abgeben. Die drei Stationen erhielten 263.110 Wunschzettel; die Wünsche verteilten sich prozentual folgendermaßen: 36 Proz. großes und kleines Orchester, 25,0 Proz. klassische Musik, 4,2 Proz. Tanzmusik und ähnliches, 18,4 Proz. Jazz, 0,3 Proz. Männerchor, 5,7 Proz. Vieder aus aller Zeit, 1,7 Proz. Opern, 20,0 Proz. volkstümliche Musik, 2,5 Proz. Instrumentalmusik, 2,6 Proz. religiöse Musik, 6,0 Proz. Sinfonieorchester, 2,1 Proz. Vorträge. Interessant ist in dieser Zusammenstellung auch ein Urteil des bekannten amerikanischen Komponisten und Kapellmeisters Sousa, der befragt worden war, welche Musikwerke vom Publikum am meisten bevorzugt würden. Auf Grund seiner Erfahrungen stellte Sousa daraufhin aus den in aller Welt am meisten beliebten Konzertnummern folgendes Programm zusammen. Ouvertüre zu „Leonore“ (Beethoven), „Träumerei“ (Schumann), „Mossamunde“ (Schubert), „Vatti Vatti“ aus „Ton Giovanni“ (Mozart), „Andante“ (Haydn), Largo (Bändel), „Arie“ (Pach), „Marche militaire“ (Schubert), ViolinKonzert (Mendelssohn), Aufforderung zum Tanz (Weber).

Wohlfriehende Dahlien. Dem kanadischen Blumenzüchter Thorne, der in Toronto eine großangelegte Dahlienkultur betreibt, ist es gelungen, eine Dahlie zu züchten, die zum Unterschied von den anderen Arten duftet. Die wohlfriehende Dahlie ist das Ergebnis einer Mischung von zwei duftlosen Blumen. Der Blütenkelch hat vier Zentimeter im Durchmesser, und der weißen Blüte entströmt ein feiner Duft, der als überaus angenehm beschrieben wird. Die neue Art wird auf den Namen Kanada getauft. „Zweifel wir wissen“, erklärt der Direktor der Londoner Gartenbaugesellschaft, „ist es das erste Mal, daß eine wohlfriehende Dahlienart gezüchtet wird. Es ist wohl die und da schon gelungen, eine riechende Dahlie zu züchten, aber dieser Duft war alles andere als angenehm.“ Der Züchter der neuen Art hat in seinem Garten mehr als 2400 Dahlienpflanzen, unter denen 700 verschiedene Arten vertreten sind.

Die Geschwindigkeit der Muskeln. In dem Werk von Dr. Kahn „Das Leben des Menschen“ finden wir interessante Angaben über die Leistungen unserer Muskeln. Die Höchstleistung des Violinpielers be-

trägt 600 Fingerbewegungen in der Minute, das sind zehn Bewegungen in der Sekunde. Mehr noch leistet der Pianist, den den Minutenwalzer spielt: er muß in 60 Sekunden mit der rechten Hand 740 Tasten bewegen. Es hat aber schon Pianisten gegeben, die diese Leistung in 35 und 40 Sekunden zustande brachten. Entschieden sind vor allem die Bewegungen unserer Sprechmuskeln: hier bringt es der redende Mensch auf 1500 Bewegungen in der Minute, also 25 in der Sekunde. Und doch wird der Mensch noch weit von der Stubenfliege übertroffen, die in einer Sekunde 230 Flügelschläge macht, ein Weltrekord, den nicht nur unsere größten Flieger, sondern auch alle Naturflieger, Insekten und Vögel nicht erreichen dürften.

Die Elektrizität der Gewitter. 2109 neuer Fortschritte der Elektrizitätslehre und der Elektrotechnik ist gerade an der ältesten elektrischen Erscheinung noch manches dunkel. Wie die Elektrizität der Gewitter zustande kommt, darüber gehen die Ansichten noch stark auseinander. Neuerdings sind viele Meteorologen, Sehnade, Godel, Schumann u. a. zu der Ansicht gekommen, daß zur Erzeugung von Gewitterelektrizität eine Reibung von Eis und Wasser nötig ist. In der Tat scheinen in unseren Breiten elektrische Entladungen an das Fallen von festen Niederschlägen geknüpft zu sein, positiv oder negativ geladene Hagelkörner, die vielleicht die Erde gar nicht mehr als solche erreichen. Vielleicht braucht gar keine rechte Reibung einzutreten und es genügt das Verprügeln des Wassertropfens beim Anprall an das Hagelkorn, um Elektrizität zu erzeugen. Laboratoriumsversuche haben gezeigt, daß Reibung von Wasser an Wasser und auch von Wasser an Eis bei Null Grad durchaus elektrisch unwirksam ist. Daß reine Luft, gegen Eis und andere feste Körper geladen, diese trotz aller Reibung nicht mit Elektrizität lädt, hat schon Faraday gewußt. Wohl aber tut das unreine Luft im Laboratorium, die etwa von früheren Versuchen noch eine Kleinigkeit Ammoniak oder sonstige Beimengungen enthält. Die Forschungen über die Reibungselektrizität sind durch die enormen technischen Fortschritte auf dem Gebiete der Elektrizität längere Zeit in den Hintergrund gedrängt worden. Es ist erfreulich, daß man sich jetzt offenbar diesem Gebiete wieder lebhafter zuwendet.

Portier steckt die Hände in die Taschen, um ein kollegiales Verhältnis anzudeuten.

Eine ferne Glocke spuckt zwei erzene Schläge in die Straße. Um sie zu beständigen, jechen alle die Taschenuhren.

Am diese Zeit tritt ein grauhäutiger Mann aus einer Ecke und sieht gebendet in die rönende Helle, deren Widerhall in seine Stille gedrungen ist.

Er läßt Zeise, Nagelneilen, Bürsten, Händhölzgerpyramiden, die quadratischen Sandtücher sorglos liegen.

Er kennt einzelne Herren und er fühlt sich etwas heimischer in fremdem Glanz, als hätte er in dieser Gesellschaft zahlreiche gute Freunde. Er lehnt, wie ein zufriedener Besen an seiner Tür und lächelt.

Die Klänge des Jimmy kamen zu ihm immer leise und in Watte gewickelt; es waren isolierte Klänge. Von der schmetternden Pracht ihrer Raute ist er nun ein wenig verwirrt.

Der Herr Direktor wandelt zwischen den Tischen umher und umgibt mit den Fräulein die Menschengruppen in der Mitte.

Trunken bekommt der Kutscher einen betrunknen Jahrgast vom gültigen Schicksal zugeschaufelt.

Der Schuhmann nimmt eine solche Gefes-übertreibung nicht zur Kenntnis.

Der Portier lächelt gönnerhaft und mit Memneriene. Er sagt: Guten Abend! und der Betrunkene antwortet, weil er die Menschen nicht mehr einschätzen kann.

Der Dienstmann schlürft zur gegenüberliegenden Ecke und sagt sich wieder in die Mauer ein.

Nur der Portier bleibt strahlend und golden, an seinem Platz, neben der freistehenden Drehtür.

Der Schrei.

Wie ein Mykterium war es. Keiner wußte mehr, wie lange schon sie in diesem Nichtersfeld uns vor dem Tode dachten. Keiner mehr fühlte, wie Stunde nach Stunde, Tag um Tag mehr — doch nur so einmaligen — Lebens mitteillos an ihm vorüberglitt ins Gewesene. Ununterbrochen, wie die Zeit selbst, raste die gemaltige Kluft des Nords über jede Sekunde unseres verlorenen Zeins hin, aber wir hörten sie nicht mehr. So stumpf waren wir geworden.

Plötzlich, in einer Nacht, granatisch plötzlich, war alles still.

Schmerzhaft schrak unser Bewußtsein wach, begriff dann: Die Front schloß?

Eine Verdünnung zählte noch, tapstete mit gepentfischer Blässe durch das Dunkel der Nacht.

Es stand ein Mensch zwischen den Stellungen, ein Soldat.

Er hob die Hände empor und schrie: "Ru-tee!"

Dann brach er zusammen.

Die Leuchtlampe verlosch zuckend in einem Trichter und die Front begann wieder ihr gewohntes Wecheln.

Witter! Bruno Vogel.

Volkswirtschaft.

Die Moskauer Rundschreibemanie.

Bureaucratismus in den russischen Gewerkschaften.

In seinem Bericht auf den russischen Gewerkschaftskongress machte der Führer der russischen Gewerkschaften, Tomski, besonders eingehende Darlegungen über den ungeheuren Bureaucratismus, der in der russischen Gewerkschaftsbewegung herrscht. Da die Kommunisten in allen Ländern stets auf das Beispiel Sowjetruslands hinarbeiten, wollen wir nachstehend die entsprechenden Aussagen Tomskis wiedergeben. Tomski führte aus:

„Ich glaube, daß eine weitere Gefahr, die unserer Gewerkschaftsbewegung droht, von der Rundschreibemanie ausgeht. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß ein Verband im Jahre 1923 nicht weniger als 285 Rundschreiben verfaßt hat. Ein zweiter Verband verfaßte 197 Rundschreiben über Organisationsfragen und 85 über Lohnfragen, insgesamt also 282. — Diese beiden Verbände waren in ihrer Zirkularitätigkeit so energisch, daß jeder von ihnen mehr als 280 Rundschreiben an ihre Ortsstellen verfassten.

Ein Zirkular ist an sich schon ein schlimmes Ding. Wenn man über fast 300 Zirkulare im Jahre erhält, so kann auch die Geduld eines Engels dabei ein Ende nehmen. Der vernünftigste, punctlichste und inkontraktlichste Mensch kann dadurch kaputt gemacht werden, denn es ist ganz unmöglich im Gedächtnis festzuhalten, wann dieses oder jenes Zirkular ankam, was es vorschrieb usw.

Dieses Zirkularsystem ist gegenwärtig der Feind der Gewerkschaftsbewegung, denn die Gefahr besteht darin, daß sich ein Bureaucratismus breit macht, der die Francheit, die Gedankensorglosigkeit und das Richtige unredlich macht. Sehen wir uns beispielsweise die Tätigkeit eines Bezirkskomitees in der Provinz an, so müssen wir noch berücksichtigen, daß es außer dem Rundschreiben des Zentralkomitees noch die Zirkulare des Gouvernementsgewerkschaftsrates und des Allrussischen Zentralrates der Gewerkschaften bekommt. Fast man alle diese Zirkulare zusammen, so gewinnt man den Eindruck, daß man sich in einem Irenenhaus befindet. Was bleibt einem untergeordneten Gewerkschaftsfunktionär denn anderes übrig, als diese Zirkulare zu nehmen, sie als Eingang zu buchen, sie dann umzuschreiben, an das Betriebskomitee zu senden und im Ausgang zu buchen. Und auch das Betriebskomitee, das dieses Zirkular bekommt, kann natürlich nur hinzuschreiben: „Zur Kenntnis genommen“ (wobei noch zu berücksichtigen ist, daß das Betriebskomitee auch noch von anderen

Organen mit Zirkularen überschüttet wird, denn viele halten sich für berechtigt, derartige Zirkulare zu verschicken). Die Leute an der Spitze jedoch sitzen seelenruhig da und kümmern sich nicht darum, was mit dem Zirkular geschieht, ob es verwirrt wird oder nicht.

Wenn wir feststellen haben, daß unter dem neuen Kurs der beste Verband derjenige ist, der am wenigsten Streits und Konflikte aufweist, so können wir als Richtlinie für die Organisationsarbeit feststellen, daß derjenige Verband gut ist, der am wenigsten Angestellte, am wenigsten Bureaus und am wenigsten Zirkulare aufweist.

Wir haben den Versuch gemacht, festzustellen, welchen Weg die Zirkulare in den Gewerkschaften nehmen und welches Resultat sie unten, im lebendigen Leben erzeugen. Wir sind zu dem Punkt gelangt, wo die Aufschrift steht: Eingangsgang, zur Kenntnis genommen — Schluß. Diese Stelle ist das Betriebskomitee. Berücksichtigen wir aber, welche Menge Zirkulare das Betriebskomitee bekommt, so können wir es nicht beschuldigen. Das Betriebskomitee muß, wenn es die Zirkulare nicht beantwortet, sie mindestens zur Kenntnis nehmen. Auch das erfordert natürlich eine Menge Zeit.

Berücksichtigen wir aber außerdem, daß das Betriebskomitee auch alle möglichen Beschlüssen ausstellt (so zum Beispiel für den Fall einer Beschließung usw.), so müssen wir feststellen, daß es nur in äußerst geringem Maße als Verbandsorgan angesehen werden kann.

In diesem von Tomski gezeichneten Bilde der völligen Bureaucratisierung und Verkünderung der russischen Gewerkschaften braucht kein Wort hinzugefügt zu werden. So die KPD.

Wie wurde von den Moskauer Agenten in den ersten Jahren nach der Revolution gegen die „Gewerkschaftsbewegung“ gewettert! Dabei hatte und hat keine einzige Gewerkschaftsorganisation eine derart große Anzahl von Beamten wie die kommunistischen Gewerkschaften in Rußland. Da die Moskauer „Gewerkschaftsbewegung“ nicht einmal, wie etwa ihre Kollegen in Westeuropa, Berufen schreien und Bauernurresolutionen ablassen können, machen sie eben — Rundschreiben.

Weiteres Ansteigen der Großhandelspreise.

Der Index der Großhandelspreise ist, wie die Preisberichte des statistischen Staatsamtes melden, zum 1. Dezember 1924 abermals gestiegen, und zwar auf 1031 von 1020 zum 1. November. In einem einzigen Monat beträgt also die Erhöhung 1,2 Prozent. Bemerkenswert ist insbesondere das Steigen der Preise der Industriewaren. Während die Lebensmittel in der Durchschnitt um 0,6 Prozent gefallen sind, sind die Industriewaren um 3,2 Prozent gestiegen. Bezeichnend ist weiter, daß die inländischen Waren um 1,1 Prozent gestiegen sind, während die eingeführten Waren um 0,9 Prozent in die Höhe gingen. Der Goldindex stieg gleichfalls, und zwar von 147,6 auf 149,4.

Die Konjunktur der Eisenindustrie Am 21.

Dezember fand die Generalversammlung der Prager Eisenindustriergesellschaft statt. Aus dem Bericht geht hervor, daß die Gesellschaft im Jahre 1923—24 geradezu glänzend beschäftigt war. Wir führen nachstehend die Erzeugungsfiguren dreier aufeinanderfolgender Jahre an:

	1921—22	1922—23	1923—24
Metertzentner			
Rohereis	873.930	519.435	5.790.623
Stahlstein	521.645	614.001	4.340.823
Rohbleien	273.253	868.053	2.878.965
Halbfabrikate	426.505	417.448	686.038
Fertigfabrikate	1.061.352	1.189.488	1.917.512
Gußware	84.432	65.741	98.631
Thomasmehl	40.861	102.100	567.977

Daraus geht hervor, daß beispielsweise die Erzeugung von Rohereis von 1921—22 auf 1923—24 um das Siebenfache, die Erzeugung von Stahlstein um das achtfache, von Rohbleien gar um das zehnfache gestiegen ist. Wenn es sich aber darum handelt, den Metallarbeitern eine kleine Lohnaufbesserung zu gewähren, dann jammeren die Schwerindustriellen über schlechte Geschäfte. Der Bericht der Prager Eisenindustrie zeigt, wie viel die Kapitalisten im heurigen Jahre verdient haben.

Auswanderungsbewegung im November 1924.

Nach den vorläufigen Vormerkungen des statistischen Staatsamtes (zu deren Vollständigkeit für den November noch Berichte von 20 Bezirken fehlen) wurden im Monate November Auswandererpassse ausgegeben: in Böhmen für 442 Personen, in Mähren für 164, in Schlesien für 51, in der Slowakei für 606, in Karpathenland für 128, in der ganzen Republik für 1391 Personen (im Oktober 1924 für 2063 Personen). Von diesen haben 1183 (1634) Personen als Reiseziel europäische Staaten angegeben, u. zw.: Frankreich 853 (1127) Personen, Deutschland 82 (94), Ungarn 75 (178), Oesterreich 73 (141), das Königreich S. S. 26 (20), Polen 17 (18), die Föderation der Sozial. Sowjetrepublik 16 (27), Rumänien 14 (10), sonstige europäische Staaten 27 (49) Personen. Ueberseeische Staaten haben als Reiseziel 206 (352) Personen angegeben, u. zw.: Argentinien 97 (163), die Vereinigten Staaten von Nordamerika 51 (92) Kanada 39 (76), Brasilien 5 (7), sonstige Ueberseeestaaten 14 (14) Personen. Außerdem haben 2 (17) Personen ihr Reiseziel nicht angegeben. Die Statistik der nach Ueberseeestaaten ausgegebenen Auswandererpassse wird ergänzt durch neue der nach Ueberseeestaaten übernommenen Auswanderer deren Anzahl im November im ganzen 638 (im Oktober 578) betrug und die nach folgenden Staaten ausgewandert

sind: nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika 400 (415), nach Argentinien 190 (113), nach Kanada 36 (39), nach Brasilien 3 (6), nach sonstigen Ueberseeestaaten 3 (5) Personen.

Der Handelsvertrag zwischen Deutschland und England wurde auf der Grundlage der Meistbegünstigung abgeschlossen. Die Einschränkungen, welche seit dem Krieg für Angehörige des Deutschen Reiches in bezug auf ihre Bewegungsfreiheit und Geschäftsführung in England bestanden, wurden aufgehoben. Ueber die 26prozentige Reparationsabgabe, die bei der Ausfuhr deutscher Waren immer noch erhoben wird, konnte einseitigen noch keine Einigung erzielt werden. Diese wurde späteren Verhandlungen vorbehalten. Um die Wichtigkeit des deutsch-englischen Waren-austausches zu ermessen, muß man sich vor Augen halten, daß Deutschland vor dem Krieg nach Indien der größte Kunde Englands war. Seit dem Krieg ist der Verkehr zwischen Deutschland und England trotz der großen Kohlenlieferungen Englands während des passiven Widerstandes sehr zurückgegangen. Deutschland bezog von England unter Berücksichtigung der seit dem Krieg erfolgten Entwertung des Goldes im Jahre 1922 ein Drittel, in den letzten zwei Jahren ungefähr die Hälfte der Vorkriegswerte; es ist damit im Jahre 1924 unter den Kunden Englands an die fünfte Stelle gerückt und folgt jetzt mit nur 4,5 Prozent der englischen Gesamtausfuhr nach Indien, Australien, den Vereinigten Staaten und Frankreich. Noch weniger hat aber England seit dem Waffenstillstand von Deutschland gekauft: 1922 ungefähr ein Viertel, 1923 und 1924 ein Drittel der Vorkriegswerte. Es ist zu hoffen, daß der längst abgeschlossene Handelsvertrag zur Steigerung des gegenseitigen Wirtschaftsverkehrs beitragen wird.

Lohnkämpfe in England. In einer Anzahl von Industrien konnten die Arbeiter, beziehungsweise einzelne Gruppen derselben — Bauarbeiter, Textilarbeiter, Lokomotivführer usw. — im Laufe des Jahres wesentliche Lohnsteigerungen durchsetzen, die die großen Lohnabsenkungen vom Jahre 1921 zum Teil ausgleichen. Gegenwärtig stehen zwei große Organisationen für weitgehende Lohnsteigerungen im Kampf. Die Maschinenarbeiter, deren Lohnlage anerkanntermaßen sehr schlecht ist, fordern ein Pfund (20 Mk.) Lohnsteigerung pro Woche. In diesem Industriezweig gibt es 41 Gewerkschaften, die im Kampfe gemeinsam vorgehen, jedoch nicht die nötigen Mittel zur Führung eines erfolgreichen Streiks haben. Die große Organisation der Eisenbahner hat für die Wiedergewinnung der Löhne von 1921 ebenfalls einen Lohnkampf angekündigt. Dank ihrer Machtstellung kann sie auf einen Erfolg rechnen. Für die Bestimmung der Löhne und Gehälter der Eisenbahner besteht ein Nationales Lohnamt, dessen Entscheidungen jedoch nicht bindend sind. — Im Vergleich mit dem Tarifvertrag erst nach sieben Monaten ablaufen; trotzdem hat bereits jetzt eine energische Propaganda für die Erhöhung der Löhne und zur Abwehr der Arbeitszeitverlängerung — die Unternehmer fordern die Wiedereinführung der Achtstundentage — statt der gegenwärtigen sieben Stunden — eingesetzt.

Produktionsbörsen. (Off. Bericht vom 23. Dezember.) Es notierten in Rē: Weizen 220—230 Prag, amer. Hard Winter 255 Teischen, Korn 215—225 Prag, amer. Western 230 Teischen, Gerste mekani. 250—260, Ia 260—265 Prag, Hafer 145—158 Prag, Weizenmehl 3.55, Roggenmehl 3.35, amer. Patentmehl 3.60 ab Teischen, ungarisches 3.70 Brehburg, Weizengrieß 3.75, Reis Burma Nr. 2 2.95 Teischen, Arakos 3.25 Teischen, Nulman 3.65 Teischen, italienisches 4.— Prag, Kaffee Rio 27.50, Santos 30.31, Guatemala 34.39, Tee Soukong 51.—, Orange Pekoe 57.62, Paris-Mandelu 31.75—34, Rosinen 13—18, bosnische Pflaumen 8.— Prag, Erbsen 2—3.50, Lin-4—6.50, weiße Bohnen 2.50, Mohu 7.25, 7.50, Mämmel 7.50—8.—, La Plata-Mais 175.— Teischen, jugoslaw. Mais 130.—, Szob. rumän. cinquantine 157.—, Oderberg, rumänisch, kleinlöngig 155.—, Oderberg, Ehlartofeln 50—55 ab Station, Hirse 2.70, Koffee 14—16, Weisklee 22—28, schwedischer 7—12, Infarnat 2.50—2.75, Wundklee 10—11, Vigrus 2.50—3.25, Luzernklee heimisch 12—14, französisch 10—15, Weide 1.50—1.60, Pelluschke 1.50, Bucharaklee 4.50, Thimotheusgras 3.50—4.50, Blaue Lupine 1.50, gelbe 1.75, Engelweizen 8—9, ital. 7—8, franz. 7.50—8.50, polnischer Haussamen 3.—, Leinsamen 4.—, Raps 3.80, Zeuf 4—5, Buchweizen 1.70, Futterrübe 4—5, Futtererbsen 9, deutsche 10—11, böhm. gepreßtes Hen 65—70 Prag, slowak. 45—50 Prag, Stroh gepreßtes 26—30 Prag, böhm. Kleie 115—120 deutsche 120.— Teischen, amerik. Fei 1525—1535 Teischen.

Neue Bücher.

In der ausgezeichneten Reihe von „Romanen des zwanzigsten Jahrhunderts“ des Verlags „Die Schmelde“ in Berlin sind wiederum zwei starke, revolutionäre Bücher erschienen. Das eine: „Die Lahren Götter“ von Albert Dandisiel, ist das Erstlingswerk eines Matrosen, der mit Wälfam, Toller und den anderen in Niederschönenseid gefangen saß. In einer packenden Erzählung, knobig und frohig und doch voll tiefer Empfindung schildert der Dichter — denn das ist der Revolutionär Dandisiel — Leben und Leiden auf der Festung. In diesem Buch kündigt sich ein reiches, urwüchsiges Talent an, dessen Kraft und Geistesquellen ihren nie verlegenden Ursprung im Schoße des aufsteigenden Proletariats haben. — Das zweite Buch: „Die Rebellen“ stammt von Josef Roth, dem Verfasser des jüngst erwähnten Romans „Hotel Savon“. Hier wie dort ist ein Heimkehrerchicksal in den grellen und grauen Farben der Wirklichkeit aufgezeichnet. Die

Rebellion — das ist das furchtbare Erwachen des Kleinbürgers, der, im Kriege zum Krüppel geschossen, die ganze Brutalität des kapitalistischen Zeitalters zu fühlen bekommt. Gemartert, bespottet, verfolgt, versinkt der medallengeschmückte Werkelmann elend im Lumpenproletariat. Ein ergreifendes Buch und wahrhaft rebellierendes.

Einen ähnlichen Titel, doch, hier, wie uns scheint, ein wenig irreführend, trägt die Selbstbiographie des Schriftstellers Arthur Holscher. Seine „Lebensgeschichte eines Rebellen“ (bei S. Fischer, Berlin), schildert den Werdegang eines, der sich aus den Fesseln des deutsch-jüdischen Budapest Kleinbürgertums, aus dem Zwang der Zippe befreit hat und hindurch durch die Ausbeutungsanstalten kapitalistischer Bankbetriebe in ein innerlich unabhängiges Menschengemut geteilt hat. Doch freilich: Holscher wurde diese Rettung aus der Sklaverei und sein Rebellentum nicht so schwer wie manchem anderen, denn ihm half stets der Monatswechsel des Papas. Das soll aber kein scharfer Tadel sein. Denn entscheidend bleibt, daß Holscher wirklich inneren Anschluß suchte und fand an die Triebkräfte einer besseren Gesellschaft. Was sein Buch wertvoll macht, sind seine persönlichen Erinnerungen an wahrhaft Große, deren Wege er kreuzte: Samson, Weckind, Altenberg, Dautheiden und manche andere. Manchmal scheint es, als ob Holscher, ein Mann mit geachtetem, aber doch nicht bedeutendem Schriftstellernamen, sich allzu wohlgefällig im Glanz der Großen, deren Weggefährte er war, spiegelte. Doch sei es ihm verziehen, um des Neuen und Schönen willen, das er uns von ihnen zu erzählen weiß — und um der — Tatsache willen, daß Holscher in hartem Kampf gegen Umwelt und Tradition, wenn auch in seiner Art, zum Sozialisten wurde.

Mit einem Novellenband „Treffsich“ (bei Oskar Wehrle, Konstanz) hat uns Andersen Regö beschenkt. Neben der schon bekannten Meistererzählung von der „Puppe“ finden sich darin neue Perlen aus dem nordischen Meer, darunter die dramatische Novelle „Ein Strandwäster“, ferner launige Erinnerungen an Regös Italienfahrt. Kein zweiter versteht es so wie dieser große proletarische Dichter, die Bauern und Schiffer seiner Heimat mit so tiefem psychologischen Erfühlen und zugleich auch in so durchdringender sozialer Erkenntnis zu schildern. Jeder Genosse sollte diese neue Novellenansammlung Regös als Kostbarkeit seiner Bibliothek einverleiben.

Meisterhafte Novellen anderer Art sind von Heinrich Mann in einem reizenden Bändchen im Berliner Propyläen-Verlag erschienen. Manche von diesen „Abrechnungen“ sind schon bekannt, alle vortrefflich. Mit hartem Griff legt der Dichter die Seelen der bürgerlichen Kriegsjugend los, deckt er die Häulnis der bourgeoisen Elite auf, spottet des „Ehrenhandels“ der Vorseener. Wieder liegt man erschüttert die Novelle „Der Bruder“, als vollendetes Kunstwerk nimmt man die erste der sieben Novellen: „Der Gläubiger“, hin. Die Abrechnungen mit dem Leben, die Heinrich Manns Gestalten vornehmen, sind durchwegs mit Spannung geschrieben und fast alle von tiefer, verhaltener, darum aber umso wirksamerer Tragik.

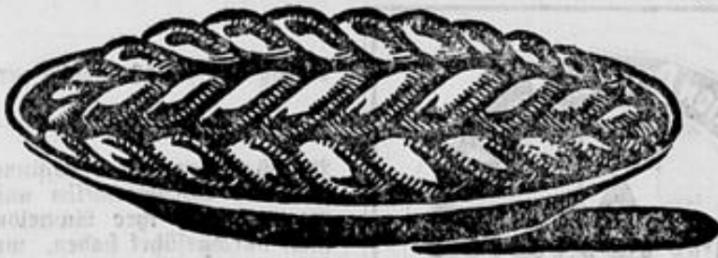
Der eingangs genannte Verlag „Die Schmiede“ brachte dieser Tage auch die Uebersetzung eines neuen französischen Buches „Der Geheite“ von Francis Carco heraus, eines feinen criminal-psychologischen Romans. Im Mittelpunkt steht ein Vätergelle, der in den Qualen ewig gleichförmiger Arbeit und in der Hoffnungslosigkeit, seinem Leben Wert zu geben, zum Mörder wird. Carco schildert den Niederkbruch des Seelenlebens des Mörders unter der Angst vor der Rache des Gesebes. Vielleicht ergibt sich Gelegenheit, unseren Lesern bald dieses aufwühlende Werk zu vermitteln. L. G.

Literatur.

André Marty: „In den Gefängnissen der französischen Republik.“ Der Malit-Verlag, Berlin—Wien. In der Reihe der „Malit-Bücherei“ ist diese Schrift die erschütterndste und aufwühlendste. Marty war der Führer der französischen Matrosen, die im Frühjahr 1919 menteren, als sie gegen Sowjetrusland kämpfen sollten. Sie haben der Bourgeoisie den Dienst verweigert — die Bourgeoisie rächt sich nun an ihnen und wirft sie in die Gefängnisse, überliefert sie kaltblütig grausamsten Martern und qualvollstem Tod. Wenn man nicht wüßte, daß Marty selbst all das durchgemacht hat, würde man es nicht glauben. Skaven sind diese Häftlinge der Arbeitshäuser. Um einen Schundlohn, den zur Hälfte der Staat einstreicht, müssen sie roboten, sie dürfen sich nicht weigern, den Fremdienst zu leisten, sie können nicht streiken, sich nicht wehren. Wöllig hilflose Arbeitstiere sind sie, aus denen herausgepreßt wird, was nur möglich ist, die geschunden und mißhandelt werden, wie es der spinnischen Roheit eines jüdischen Wärters gerade gefällt. Eine Hölle aus Dantes Hölle scheint diese Schilderung vom Leben armer Menschen, die nichts anderes verbrochen, als daß sie nicht mittun wollten im Menschenschlachten. Sie leiden, weil sie nicht morden wollten. Krasser kann sich der Irksinn einer Welt der Profitgier nicht mehr äußern. Mit währendem Haß verfolgt die Bourgeoisie diese wehrlosen Opfer, in niedrigerer Nachsicht dafür, daß sie nicht Kriege führen wollten für den Geldsack. Sie müssen dem Geldsack auf andere, furchtbare Weise hörig sein — es gibt kein Entrinnen aus der Menschenmühle, in die bläsendes Leben geworfen wird, um einen gleichenden Goldstrom aus den schmerzgequälten Körpern zu pressen. Marty hat mit der Annahme, daß eine dumpe Abnung ihres Unterganges die Bourgeoisie zu diesen Weipelen treibt, gewiß recht. Unsere Aufgabe muß es sein, den Untergang dieser Klasse blutigeren Raubtiere nach Möglichkeit zu beschleunigen. F. A. (Wien).

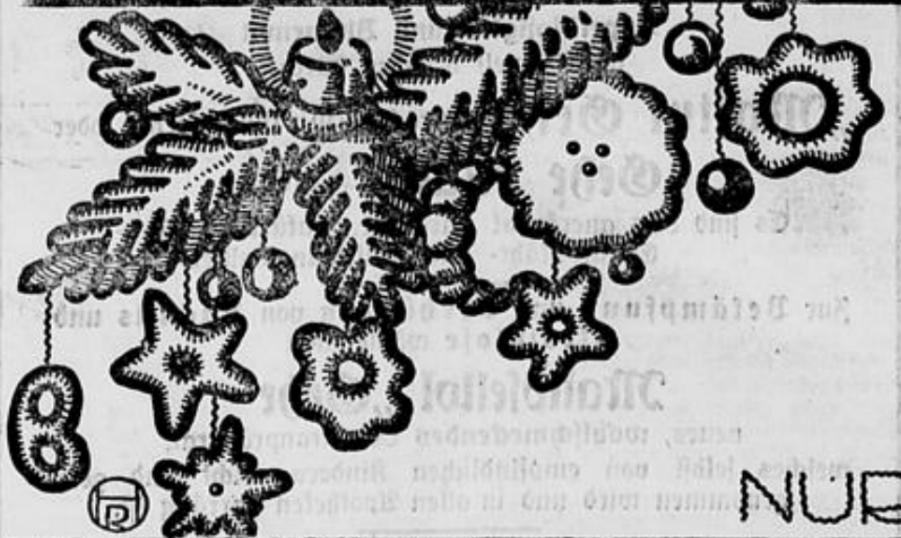
FÜR DAS WEIHNACHTSBROT

NUR



SANA WIE TEEBUTTER.

FÜR DAS WEIHNACHTS GEBÄCK



NUR

AXXA WIE GEBIRGSBUTTER

Osrām-Nitra opal



Gute Arbeit erfordert gutes, nicht blendendes Licht.

Osrām-Nitra-Lampen, opal, sind blendungsfrei.

Mit Osrām-Lampen zu besserem Licht

LIDO 10 Meisler Rabio.
Zentralkino in 5 Zeilen.
In der Hauptrolle Lucian Alderlin.
Das Geigenherold. Vuffpiel in 2 Akten.

Wran Urania-Kino
Einziges deutsches Kino Prags.
Donnerstag, den 25. Dezember
8 Uhr, 1/2 und 1/8 Uhr. Jede Gelegenheit des Lebens-
werten Films
Ein Traum vom Glück
mit Maria Eberhard und Gary Riedle.
Ab Freitag, den 26. Dezember
Die Gauenkönigin. Biblisches Weibermert.

DRUCK- u. VERLAGSANSTALT

Gesellschaft m. beschr. Haft.
empfiehlt sich den p. t. Behörden, Vereinen, Organisations-, Gemeindefin und Kaufleuten zur Herstellung von Drucksorten wie: Tabellen, Bilchern, Broschüren, Zeitschriften, Zirkularen, Mitglied- und Ehren-Einladungen, Paketen, Flug-schriften, Fakturen, Briefpapieren usw. in solider und rascher Ausführung. Setzmaschinenbetrieb und Rotationsbetrieb.

IN TEPLITZ-SCHÖNAU
Tischlergasse Nr. 6.



Brüder Tauber
Weingrosshändler
Weingutsbesitzer
Prag-Hysočan

Kauft nur bei unseren Interentent!

Aeltestes und größtassortiertes Seidenwarenhaus Ephraim Löbl

Prag, Prikopy
Ecke Mústek.

Karlsbad
alte Wiese.

Diese Schutzmarke garantiert für die erstklassige Qualität der



Annäh-Druckknöpfe
[mit dem pat. Paßloch].

Einniet-Druckknöpfe
für Handschuhe, Lederwaren, Kap-pen, Schuhe, Gamaschen, Auto- und Wagendecken etc.



Nadlerwaren:

wie: Haarnadeln, Stecknadeln, Sicherheitsnadeln, Strick- und Häckelnadeln, Fingerhüte, Schnallen etc.

Waldes & Co.

Größte Druckknopf-Fabriken der Welt
PRAG-Brüvce



Lehrmeister-Bücherei
Eine bewährte Sammlung praktischer Anleitung für alle möglichen Bedürfnisse des täglichen Lebens. (Handwerk, Technik, Lieb-haberei u. a.)

Aber 700 Nummern erschienen! Jede Nummer zu 1.90. Verzeichnisse senden kostenfrei

Volksbuchhandlung
Aemler & Co.,
Teplitz-Schönau,
Theatergasse 18-20.

Bibliotheken

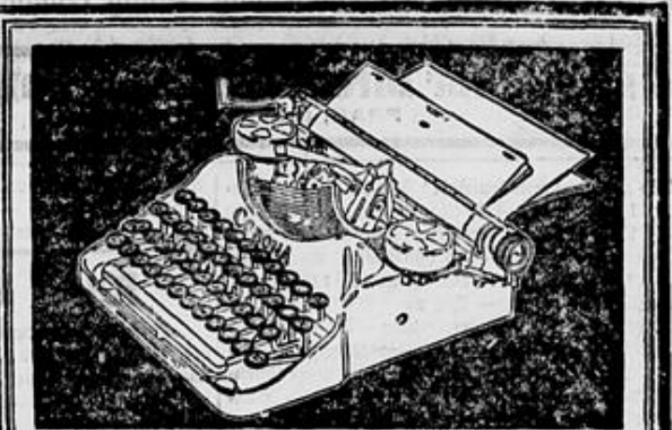
für Organisationen, Vereine, Gemeinden, Gewerkschaften, Schulen usw. werden zweckent-sprechend zusammenge-stellt, sowie ergänzt, von der

Volksbuchhandlung
Ernst Sattler,
Karlsbad.

Der Mensch und die Sonne.

Habe deinen Körper im Sonnenlicht! Wache ihn gesund und stark! Von Hans Suren über die heilsame Wirkung der Sonnenstrahlung auf den menschlichen Körper. 77 Seiten Text. Weich-leinwand. Umschlagen. Preis: 1.00. Gebunden: 1.50.

Volksbuchhandlung
Aemler & Co.,
Teplitz-Schönau,
Theatergasse 18-20.



CORONA MOD. 4 mit einfacher Umschaltung

Die einzige Reiseschreibmaschine mit voll-kommener Klaviatur, welche ein auf seinen Vorteil bedachter Käufer wählen darf. Sie ist die einzige tragbare Maschine von wirk-licher Vollkommenheit, die bei normaler Tasta-tur vollständige Sichtbarkeit, eine breite Walze, die normale Typenhebellänge und Durchschlags-traft besitzt. Sie ist die Schreibmaschine des Bureaus und des Heims.

Bequeme Teilzahlungen ermöglichen jedem die Anschaffung. Verlangen Sie unverbindlich Vorführung und Prospekte.

GIBIAN & Co., PRAG II.,
LUCERNA. Tel. 9823.
Filiale Reichenberg, Gablonzerstr. 15.

Karlsbad: HEINRICH MÜLLER, „Haus Custozza“
Königgrätz: RICHARD KOPIC
Pilsen: V. RADA, Veleslavínova 23
Brünn: OTTO DROST, Krapfengasse 16
A.-Osttau: ARTHUR RAFFAY, Jiráskaplaz 8
Bratislava: F. DEGENERING, Justiho rad 13
Košice: F. M. ČIŽINSKY, Mlynská 14
Lžhorod: S. STRAUSSMANN.



!! Inserieren bringt stets Erfolg !!

Telephon Nr. 4073

Sämtliche Schneiderzugehöre!

Karl Spitz, Prag I., Melantrichova 1062.

Telephon Nr. 4074

**HERREN-
WASCHE**
Glockenmarke
burgl für
erstklassige Qualität
erhältlich in allen Specialgeschäften
FÜR ENGBROS **JOSEF FEIGL, WASCHE**
PRAG-VRŠOVICE, FABRIK. 3148

Anzüge
von **Kč 125.-**

Reglans
von **Kč 103.-**

Delze
von **Kč 200.-**

**Stránský
Hybernská**

Wintermäntel
von **Kč 125.-**

Lederröcke
von **Kč 300.-**

Wintermäntel
von **Kč 300.-**

Kinderkleiderhaus
Ferd. Hirsch,
Prag I.,
Telesná 14.
Filialen: Národní tř. 37.
„Plattels“.
Teplitz-Sch., Marktplatz 5. 1. St.
Echte Ski-Anzüge.
Wintermäntel. 3154

Kalla's
Fischkonserven
werden wegen ihrer vorzüglichen Güte
und ihrem feinen Geschmacke überall
bevorzugt.
Verlangen Sie daher nur 3871
Kalla's Fischkonserven
In allen Konsumvereinen erhältlich

KUH & KRETSCH
Erzeugung von
alkoholfreien Punsch 0074
TEPLITZ-SCHÖNAU

Allen Genossen u. Genossinnen
empfehlen sich zur Herstellung
sämtlicher Drucksorten



Nordböhmische Druck- und Verlags-Anstalt
Gärtner & Co., Bodenbach a. E.
G. m. b. H.
Großbuchdruckerei, Stereotypie, Verlag, Buchbinderei, neuere
Setz- und Gießmaschinen mit einer Kapazität von 600.000
Buchstaben, Relatormaschinen mit einer Kapazität von
100.000 Zeilen. Jernspracher Nr. 271. Doffparta Nr. 127. 063

1001

BANKHAUS PETSCHKE & Co.

Prag, Vrchlického Sady 7

Telegrammadresse:
PETSCHKEKOMP

319

Welche Vorzüge
man einer Seife
nachsagen, welches
Lob man ihr spen-
den möge. Über al-
les Lob erhaben ist
Schicht Seife!



Aus dem goldenen Buche des Hauses Schicht

Weihnachts-Beilage.

Der neue Weihnachtsstern.

Ein Märchen der Zukunft. Von Ernst Prezzang.

Der Vater kam mit seinen Kindern von der Weihnachtsfeier, die im städtischen Volkshaus jung und alt zur Erbauung zusammengeführt hatte. Ein fierwoller Abendhimmel wölbte sich über der weissen Gartenstadt, und nur weit hinten am Horizont zog eine dunkelgraue Schneewolke langsam herauf.

„Erzähle uns ein Märchen“, bat Elfriede.

„Ja!“ Fröhlich hing sich an den andern Arm des Vaters. „Ohne Märchen ist keine richtige Weihnacht.“

Der Vater lächelte: „Habt ihr vorhin nicht erst eine Rede gehört, über die es sich nachzudenken lohnt? Oder gefiel es euch nicht, was der Redner sagte?“

„Gewiss.“ Fröhlich dachte nach. „Aber was meinte er mit dem Worte, daß sich am Ende des Weltkrieges die Kraft der Seelen stärker erweisen habe als alle Gewalt der Kanonen? Unser Geschichtslehrer sagte uns doch, daß es gerade die Gewalt der Waffen gewesen sei, die auch diesen Krieg beendete und die Unterlegenen in harter Weise bedrückte.“

Der Vater blickte eine Weile sinnend in die Ferne: „Sahst du jenen Stern dort am Rande der Schneewolke?“

„Die rote, glühende Kugel? ... Ja, ja!“ riefen die Kinder. „Ist es der Mars?“

„Nein, der Weihnachtsstern.“

„Der Stern von Bethlehem?“

„Nein, der neue Weihnachtsstern. Es hat eine besondere Verwandtschaft mit ihm, Kinder.“

„Erzähle, Vater, erzähle!“ Fröhlich und Elfriede schmeigten sich dichter an ihn, und während die drei durch den weissen Weihnachtsabend ihrem Heim zuschritten, sprach der Vater:

„Der Stern von Bethlehem ging während des großen Weltkrieges, dessen Verlauf auch ja aus der Schule bekannt ist, unter. Es heißt, er sei plötzlich erloschen und vor das rote Meer gefallen. Vor Schrecken wohl oder vor Trauer. Mehr als neunzehnhundert Jahre stand er als das leuchtende Zentrum des ewigen Friedens über der Menschheit und veränderte ihr: Liebe deinen Nächsten! Liebe deine Feinde! ... Aber die Menschen erinnerten sich nur bei feierlichen Gelegenheiten dieser Mahnung und folgten im übrigen dem Satzwort: Töte deinen Nächsten! Töte deine Feinde! ... Es gab eine Moral des Wortes und eine der Tat. Das Wort floh über von schönen Sentenzen, aber die Tat heuchelte nicht; und hielt es mit den Sinnen. Ihr seid ja schon beide im Museum gewesen, nicht wahr?“

„Ja“ erwiderte Fröhlich eifrig. „Und im großen Schloß, dort, wo alle die schrecklichen Mordinstrumente der barbarischen Zeit aufbewahrt werden, steht auch ein riesiges Geschütz mit der lateinischen Aufschrift: „Mortem moribus“ ...“

„So losch ich die Hölle“, übersetzte der Vater. „Ein vorläufiger Wehl'pruch! In der Tat haben sie die Hölle gelockt, und sie ist gekommen. Denn die Kanone, die du sahst, war nur eine unter vielen Tausenden, und sie alle schloßerten Erzmassen auf den Feind, zertrümmerten Hunderte von Städten und ... viele Millionen Menschen. Die meisten dieser Geschütze wurden wieder eingeschossen. Man machte Maschinen, Pflüge und andere nützliche Gegenstände daraus.“

„Und warum blieb die Kanone übrig?“

„Weil sie den letzten Schuß getan hat.“

„Auch er tödete wohl noch Menschen“, sagte Elfriede traurig.

„Nein.“ Der Vater schüttelte den Kopf, betrachtete nachdenklich den roten Stern, der hinter einem Pfeil der Schneewolke hervorlachte, und fuhr fort: „Mit jenem Schuß geschah etwas sehr merkwürdiges. Ihr wißt, daß man die Geschütze durch eine elektrische Vorrichtung zur Entladung brachte. Gerade in dem Augenblick nun, da der Befehl zum Abschluß gegeben war und der Kanonier die Schur zog, traf die Weisung zur Einstellung der Fernschleifen ein. Beides fiel auf die Sekunde zusammen, und nun riefen sie alle: „Acht halt!“ Die Granate war schon aus dem Rohr. Aber sie schrie so inbrünstig und mit aller Sinnenkraft, daß der Strom ihrer ungeheuren Seelenenergie das Geschütz erreichte und es oben in den Wolken festhielt. Und wie sich unten die Spannung löste, sohen sie das es ein großer glühender Stern geworden war, der langsam durch den Raum dahinschwabte.“

„Und fiel nicht nieder?“ fragte Fröhlich zweifelnd. „Aber die Schwerkraft?“

Der Vater lächelte: „Im Reiche der Märchen gibt es keine Schwerkraft, Fröhlich.“

„Dann schwebt das Geschütz noch?“ Elfriede sah forschend zum Himmel auf.

„Ja, es schwebt noch.“

„Das ist der neue Weihnachtsstern, Vater?“ rief Fröhlich. „Dort die rote, glühende Kugel an der Schneewolke?“

Ein Weihnachtslied.

Weihnacht ist's. Die Floden wiegen
Sich im Winterwinde.
Wiederum die Kunde fliegen
Hör' ich von dem Jesustode,
Von dem Freund der elend Armen,
Der die Welt gelöst von Sünden,
Der der Menschenliebe Fadel
Allen Brüdern woll' entzündet

Und ich hör' Po'annen Sagen,
Höre fromme Liebesworte,
Wohlgenährte Bürger dringen
Emsig durch der Kirche Pforte,
Ihre warm umhüllten Elber
Füllt ein andachtsvolles Grauen —
Doch die Armen geh'n vorüber,
Doch die Armen bleiben draußen.

Christe du, du Freund der Armen,
Der die Wechler trieb vom Tempel —
Deine Lehre vom Erbarmen
Trägt jetzt einen andern Stempel!
Eine Waffe ist sie worden,
Reichen hab' und Gut zu bürgen,
Eine Waffe ist sie worden,
Trotz'ge Armut zu erwürgen.

Und doch sind wie jene Armen,
Denen du d. s. Heil verkündet,
Denen du der Bruder lebe
Hell'ge Fadel halt' entzündet,
Jene die du führen wolltest
Hirtengleich zu bess'rem Leben,
Denen du im Opferode
Noch dein Bestes hingegeben.

Siehe an dein Volk der Armen,
Sieh' ihr Elend an Hienieden,
Während jene ohn' Erbarmen
Neue Wucherpläne schmieden.
Und da sollten wir mit jenen
Hin zu deinen Dornen ziehen? —
Wo die Volksbedrückter be'en,
Mag der Armut Volk nicht ziehen.

Christe du, du einst Gekreuzter,
Sahst in stolzen Kathedrafen
Jeh' vor leissen Pharisäern
Deine Liebeslehre strahlen —
Wir, die Jünger und die Sünder,
Tragen, wie ein I du, Rebelle,
Un're neue Liebeslehre
In die Hütten, in die Ställe.

Die grauen Tage.

Von Karel Capel.

Karel Capel, der bedeutendste tschechische Dichter der Gegenwart, sendet uns für unsere Weihnachtsnummer folgenden Originalbeitrag:

So rasch verrinnt die Zeit zwischen Fröhlich und Abendlämpchen; kaum hat sich der Mensch zur Arbeit gesetzt, schon ist die Stunde da, die zum Abenddunst ruft. Und es kommt die Nacht und du hast nicht einmal Zeit, die wahren Träume festzuhalten; schon zündest du wieder das Morgenlämpchen an, damit du einen so kurzen und grauen Tag beginnst wie gestern. Ehe du dich's vertrittst, mußt du dich wieder daran gewöhnen eine neue Jahreszahl in deinen Briefen zu schreiben; dir ist, als ob du dich erst gestern an den Vierer am Ende der Jahreszahl gewöhnt hättest. So rasch verfliegt die Zeit zwischen dem Morgenlämpchen am Neujahrstage und dem Abendlämpchen zu S. vesler und umgekehrt.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber in meinen jüngeren Jahren war der Tag irgendwie länger. Ohne Zweifel. Als sie uns im Kriege auf alle möglichen Arten betrogen haben, haben sie uns vielleicht auch irgendwie um die Zeit betrogen; vielleicht dreht sich die Erde rascher und die Uhren ticken schneller, aber wir wissen nichts davon, weil wir eben genau so ermüdet sind, wie wir es einst gewesen. Nur soviel weiß ich mit aller Bestimmtheit, daß der Tag um vieles länger gewesen ist und mein Gott in meinen Knabenjahren war es geradezu endlos. Ein solcher Kinderdase war wie ein weites Meer mit bisher unerforschten Ufern; früh fuhr man darauf mit vollen Segeln hinaus und es war zum Schluß nicht möglich, die Stunden zu zählen, so groß und feierlich war jede von ihnen. Ein solcher Tag war wie eine Meeresfahrt, wie ein freigelegter Feldzug, wie ein Leben voll Eindrücken, Abenteuern und Unternehmungen: ein solcher Tag war inhaltreich wie die Atlas, lang wie ein Jahr, reich und unerhöplich wie die Höhle der vierzig Räuber. Alle Freuden und Leiden von damals kann ich noch begreifen, aber auf keinen Fall kann ich begreifen, wo man für sie Zeit fand. Wenn ich nochmals versuchen wollte mit dem Bogen zu schießen, weiß ich, daß mit der Mittag früher überfiele, bevor ich noch recht angefangen hätte; aber damals habe ich zwischen Frühstück und Mittagbrot manchmal Zeit gefunden, mit dem Pfeil eine Fenster Scheibe einzuschlagen, mich an Pfloamen zu überlassen, ein Ge-pöfel mit feindlichen Stämmen zu führen, in der Baumkrone die „geheimnisvolle In'el“ zu lesen, im Schuppen die Friedenspfeile zu rauchen, irgendwie eine verdiente Ohrfeige zu erhalten, Grillen in Händholzfacheln einzufangen, an verbottenem Orte zu baden, über Bäume zu klettern, um alle Nachbarn handwerker zu schwarz-wenzeln und zu schaden, wie sie es machen und noch eine ganze Reihe anderer Raubzüge. Freischützereien und mächtiger Bonnen durchzukosten. Nein, es ist kein Zweifel: damals war die Zeit wenigstens zehnmal so lang wie heute.

Und als dann mit den Jahren meine Torheiten und der Umkreis meines Lebens wuchsen, wurden die Möglichkeiten eines einzigen Tages unendlich und unerhöplich. Aus den Brüsten

der Professoren Weisheit saugen, die Fenster seiner ersten Liebe zu schauen, Verse zu schreiben, zu träumen, umherzustreifen, zu tanzen, die Schaufenster von zehn Antiquaren zu begucken, wie ein Wilder zu lesen und die Zeit auf zehnerle Art totzuschlagen — wie ist es möglich, daß für sov'el erregende Dinge ein einziger Tag genügt hat? Ich veruche über dieses Rätsel nachzudenken. Ich denke, daß ich mich nicht verändert habe aber daß die Zeit irgendwie zuamm'ngeschrunpft ist. — Na also, schon dämmert es; es ist Zeit, das Abendlämpchen anzuzünden. Der Tag ist wieder weg, weiß der Teufel, woh'n er so rasch geraten ist. Er brachte nichts Neues, er gab nichts und war überhaupt nicht anhaltend; vielleicht hätte ich das oder jenes unternommen irgendwohin gehen, etwas genießen, irgend etwas schön können; aber irgendwie weichte die Zeit nicht dazu.

Na also, wieder ist ein Tag vergangen und läßt mir nichts wie diesen Aufsch auf dem Tisch zurück. Wieder ist ein Jahr vergangen und hat mir nichts zurückgelassen — noch doch, halt' der Tag ist kurz, aber du tust doch etwas; das Jahr ist kurz und doch ist es ein Stück Arbeit. Du lebst weniger aber du tust mehr. Und wenn es auch nicht für viel stünde, es war eine Arbeit und das ist der fürchterlichste Räuber der Lebenszeit.

Du glaubst, die Tage zu verpeuden über ärgerlich nicht; möglich, daß du sie nicht vergrudest, sondern verschenkst.

Stille Nacht — heilige Nacht.

Ein Kapitel zur bürgerlichen Wintererweckung

Von Gustav Herrmann.

Am Christmorgen ging es bei meinem Onkel Oskar schon frühzeitig los. Die Weckuhr kerkerte zu der Stunde, wo Tag gemacht werden sollte. Ein lebhafter kleiner Mann sprang zu einer Tür heraus, lächelte vorwurfsvoll den Apostel Petrus an (den dies höchst schmutzige sein schien, wenigstens rührte er sich nicht, sondern hielt kramphisch den großen Schlüssel in der Hand fest) und verschwand wieder, rückwärts, wie beim hiesigen Hojeremonell.

Der Dunkel raste, prustete, grunzte, spuckte, fuhr in die gebäumten Baustufen, nahm auch einen großen Schlüssel zur Hand und setzte sich — an Stelle des Apostels — in Bewegung. Irrendwo hielt er dann, nachdem er zuvor die Zeitung von der Korridorlinde geholt hatte, eine längere Morgenmütze.

Mittelmäßig hatte sich auch Tante Mathine aus siebzehn Lächeln und Bindeln geküßt. Als Paafisch mal einen Lungenkatarrh geliebt habend, schlief sie, ein weiblicher Lazarus, seither stess bei hernerlich geschlossenen Fenstern in einem Planelunnetrod, sowie einer gestrickten Wollhose und Jade.

Sie begann als gute Hausfrau in der Küche. Zunächst stoberte sie im Portemonnaie des Wädchens für alles“ nach Schmugroschen, dann in ihre Postkiste nach Liebesbriefen und sonstigen corpora delicti. Da sie nichts vorfand, las sie schlafträumend Auges ein Kapitel; es war jüdisch das vom trunkenen Noah und seinen Töchtern. Sie las es bis zum Ende. Meine Tante war sehr religiös, deshalb mußte die jeweilige Verta (sie wurden alle Verta gerufen, ob sie nun Fröde, Anna, Thuiswilda oder Aurora hießen) neben dem Dietrichs auch eine Bibel haben.

Nachdem Tante von der Soaltür einen Leinwandstuck mit der rot aufgestickten Aufschrift „Frühstück“ geholt hatte, entzückte sie diesem heute besonders weichevollen Inhalt. Neben den Dreierkennzeichen lagen: das Christkindchen und Mutter Maria, Josef und die Weisen aus dem Morgenlande, auch Ochs und Esel, und ein großer Stern — alles aus Aushenteig gebacken. Die letzten Formen zu unterst.

Der sonst so trauische Morgenkaffee war ziemlich ungemütlich. Bald klingelte der Fleischler und brachte eine lange Gurlande aus lauren kleinen Wiener Würstchen, bald kam ein Butsche mit dem Christbaum. Onkel pflegte den auszu-suchen und Tante fand ihn immer scheußlich. Heute meinte sie, es sei keine Tante, sondern eine Frische. Und das sei gottlos. Nichtsdestotrotz steckte Onkel dem Jungen hinterherum ein Tügelgeld zu für den unbedienten Anstehauer. Tante maulte dem W'pableiter wider Willen noch einige Freundlichkeiten nach. Es bestand eine ziemliche Spannung, sie wurde aber bald wieder gelöst durch die gemeinsamen Stamlerstrogen. Das heißt, Kinder hatten Tante und Onkel nicht, wohl aber eine die Terrierhündin (mein zoologiekundiger Vetter beauftragte immer, sie sei eine Kreuzung zwischen Mops und Spiegelfarben) einen Paragel (ebenso dünn befiedert wie Onkel selbst, ahmte täuschend Oskars Morgenstern nach — sah aus wie ein Krangeler, dessen Krangen bei der Wuschfrau ist), einen alten Vater (Tantes Schöpfung), einen dekadenten Laubfrosch (er sah bei guten Wetterausichten stets unten), und einen Kasten — darstellend die Aushenteig, zu Rehlheim, bedürftig mit weissen Mäusen, die jeden Be-

hüher fogelich in Ehas Brautigamach verkehren: „Ameist du ncht...“

Wu rühriger Hand worden Christgaben pgedekt und in die gute Stube, mit den roten Blüschfesseln, gebiacht — das Schönste am Best ist doch für Kinder die Ueberraschung!

Der Tag verläuft in gewissem Schwanken, Pakt um Pakt prüft de Sorge ab: „Wird sich Demi auf freuen?“ (Magdalena hieß die Nidern.) „Was wird Kops für Augen machen?“ (Der so geloste, blinde Vater war Napoleon getauft.) „Dofentlich verrät Jakob nichts!“ (Jakob rufen sich alle freitenden, hadenden Papage m. st. v. d. e. r.)

Onkel kauft sich vor lauter Aufregung Mut und Wehmut in Lagerbox an (dazu gehören schon ein paar Glas mehr, als die sonst üblichen acht bis zehn Maß) und ist bis zur Ebnüdigkeit empört, als er mehrfach aus ke nem schreiplanmäßigen Mttagschlaf durch die blöde Anfrage waageklüngelt wird, ob hier „die Wartburg, von einem blunden Manne in Not gefchnigt“, zu sehen sei, und was „de angelegten, spottlligen, alten Dreierfächsen“ lösteten. Ich habe noch heute meinen kops so würdigen Vater im Verdacht, dieke Annoncenhandlar verübt zu haben.)

Endlich dunkelt es, der Christbaum ist fertig gepußt, die trotz allen Aufrichtens immer wieder wünschlichen Bichter schreien nach einem Jändholz, Während Tante auf kypfliger Leiter, über das Gewadelt forgericht kriechend, de Illumination begunt, überprüft Onkel mit weinerlichem Blick (den Kofogsfuß nennt er „Schmupfen“) das Ganze.

Der wartebeschneite, vielgescholtene Baum steck seinen Fuß in eine Blechküße, de aus verächtlichem Kasten herauswächst: unten schlängelt sich über die Zweige die Wienerwurfsilke, höher hinauf baumeln, mit einem blauen Schleichen um den Schwanz, ein paar Prima Püdlinge, vergoldene Rüsse und dazwischen, an roten Baumwollfäden erkängt, Mutter Maria und das Christkind, Josef und die Weisen, Dohs und Efel — ganz oben leuchtet der Stern. Und siehe da — es war gut so! Schleunigt wird die Leiter beiseite geräumt, Tante öffnet Vogelbauer und Märkfäß, Onkel wirft einen Blick in das Maul des ominösen Baumstarkastens und stößt die Türen auf: „Demi — Kops!“

Wellerd, lauchend, piepfernd, freischend stürzt sich jetzt die Meute auf ihren Weihnachtsbaum. Der droht sich nun selbstgefällig um ke ne Achse und ergötzt dazu: „Erlle Nacht — heilige Nacht.“ Kops jertt einen Kauscherbering am Schwanz, die weh'n Mäuse huschen in die Krone — knabbern an Josef Kops, den Stern macht ihnen Jakob streig und pfeift dazu: „Du bist verrückt mein Nid!“ (er ist kein Wagnerianer, sonst fänge er das Ehd an den Abendstern). Peri jertt an der Pustig runde, bis sie „hr Christkind“ abgefakst hat und freud koulend damit durchs Pimmer segt. Onkel weint Tränen der Rührung Tante faltet die Hände auf dem Pausche: „Dudeldidum ft, ft — Dudeldidum — ft — ft —“

Man soll nicht mit roiser Sand den zarten Schleier bürgerlicher Frömmigkeit von den Dingen zerten!

August Bebel.

Die Christmarktlichen.

Eine Weihnachtserzählung von Albert Falkenberg.

Die Geschichte des Glasbläfers Knebel war vom ersten Tage seines Erdenweges einfach und sonnenklar — wenn nicht diese verdammte Lust am Leben gewesen wäre, die schließlich alles Grüdeln und jedes Kopfzerbrechen überwindet, kätten alle Menschen keiner Art die einzelnen Stadien ihres Glends auf ihrem Knotenstod vorkerben können, den sie als Stütze auf dem Wege nach der Arbe i benütigten. Aber der geringste Sonnenschein ließ sie den Groß aus ihren Herzen legen.

Es war fast eine Stunde weit bis zu den Schmelzöfen, die wie hohe aufgerichtete Ungeheuer mit ihren Glutaugen über e ne niedrige Hügelkette hinweg das Land beherzchten. Sie allein rissen alles Denken der Menschen in den ringsum verstreuten Vordörfern der Mittelstadt an sich, die aufing, sich aus der Landstadt zur Provinzentrale zu entwickeln. Das Schmelzen der Füttenpfeife bedeutete den ganzen Lebensinhalt dieker Leute — mit einer starren Unerblichkeit durchschneit sie ihnen die Zeit zu allerkleinsten Schmitzen, fauchte in ihre Träume und gelte in den He'erabend, als wolle sie daran erinnern, daß in Wirklichkeit keine Feiertunde für sie da ware.

Glasbläfer Knebel war einer der Unzufriedensten gewesen. Nun hatten sie ihn unter Dach und Fach — der war buchstäblich von den Fellershelfern Glend und Krankheit togeschlagen. Man wollte nicht gern böses Blut machen und nahm widerwillig seinen Aeltesten, einen Jungen von eben fünfzehn Jahren, in de Arbeit. Man sah es dem Vengel mit seinem Grüblerwesen an, der würde schlummer werden als der Alte — aber, der Buchhalter lachte in sich hinein, lange würde er's nicht machen, dazu hatte er schon jetzt einen zu engen und zu be keren Atem.

Jetzt kam Weihnachten heran. Acht Tage vor dem Fest wurde allen Arbeit und Bohn aufgeschagt — die Öfen wurden neu eingebaut, was alle zwei Jahre aus der Ersparnis an Böhlen bestanden wurde. Die fantastische Knebel sah d'chtgedrängt um den Kofsofen der Stube, de e nach Art vieler Bauernstuben eine niedrige Decke hatte. Das älteste der Mädchen verfeh schmächtige Klederputzen mit kurzen Röckchen und legte sie fertig in kleine schmale Pappfästen, während die Jüngste, e n Kind von fünf Jahren, jede einzelne Puppe wieder herausnahm und zu spielen anfing, bis die Aelteste sie hr mit energischem Knud wogrich. Das im Alter zwischen den beiden stehende Mädchen kummte Weihnachtslieder und kliebte auf ein Pappstüd Figuren auf, die de We'u aus dem Morgenlande vorstellen sollten. Frau Knebel vernahm weh'n Schriting mit groben, klüchtigen Schtzen zu den Puppenröckchen. Sie küßelte in einem fort. Da kam aus einer Ecke des Zimmers, wo eine zimmerne Leuchte spärlches Licht gab, der Junge hervor und stellte sich hinter die Schwelstern mit glänzenden Augen und glühenden Kofen auf den schmalen Wangen. Er stand eine Weile und sah zu, dann zuckte er geringstlich die Achseln und legte mit jüttriger Stimme: „Dai's gar n'g, dat kann'n jeder.“ Die Mutter und de beiden Aeltesten wandten die Köpfe nach ihm herum und sahen fragend an ihm herauf. Als könnte er de Blicke nicht ertragen, schlürfte er davon in seine Ecke, um gleich darauf zurückzukehren. „Hier“, sagte er — „dai's doch was anners.“ Er hatte e ne Mannsfur aus doppeltm Seidenpapier verfertigt, in deren Hinterkop ein Stückchen Schfrotte eingelassen war. Jetzt blies er in das Rohr, so daß das Seidenpapier sich knisternd blähte. Nun sah man einen aufrechten Mann mit

Weihnacht des zwanzigsten Jahrhunderts.

Einmal mag es geschehn in heiliger Nacht, wenn wir die Lampen sehn über den Ständen entfach, daß aus elektrischen Lichtern ein Stern aufgeht und in den erloschenen Gefächern wie eine stolze Volkshaft steht.

Einmal mag es geschehn in heiliger Nacht, daß wir das Lied der Maschinen verstein mit junger Macht. Eherne Engelsgesänge über dem Land, jauchender Ueberschwang erdwärts gemwand! Hört ihr die weißen Gesänge, Eisen mit Engelszungen, brausende Bruchenzwänge, singend aus stählernen Lungen:

„Ehre, Ehre der Schöpferhand, die uns lieh werden ausgezpannt über dem Land und Frieden den Menschen auf Erden!“

Erzengelhelles Gedränge, nimmer von uns getrannt festlich entflammte Gesänge blenender Elementel Feuer, gewappnet in Eisen, Wasser geräsel in Stahl, aufsteigt über die teifen Wipfel der große Choralt:

„Eingend über den Firnen, rufend aus herzendem Sch:hl, neigen wie feurige Strirnen schlafender Menschenmacht!“

Engel der Erde, den Schländen glühender Arbeit entfliegen, Feuer und Wasser und Wind, entzündet mir Nächle, verkünden die Volkshaft, bewachen und wlegen das kommende Menschenkind.“

Heilige Nacht! Magisch erhellte Fernen! Bogenlampen, entfach, einen sich ewigen Sternent! Heilige Nacht! Ledemend mit kindlichen Mienen und ungestörtem Gesicht unter blanken Maschinen und elektrischem Licht schlüft noch der Mensch.

Schlüft in ärmlichem Stalle, frierend und unbedekt, bis die donnernde Halle ruhlos wacher Metalle das Kind der Erde weckt.

Heiland der Zeit, was freierst du, Dampf überdacht? Mutter im Leid, was freierst du Kampf in die Nacht? Sterne der Zukunft entzündet sich riesig über dem Land, eberne Engel verkünden die Herrschaft deiner Hand, Erwache, Mensch!

Heilige Nacht will werden — erwache! Und Frieden den Menschen auf Erden — erwache! Mensch, erwache!

Ernst Fischer.

Italien-Erinnerung.

Italien! Wie viele haben es schon besungen — nur mit Augen vermag man sich nach den tausend Italiensymphonien in neuen Tönen — und doch wie wenigen von uns war oder ist es vergönnt, das Land der Herrlichkeiten zu sehen, in das seit Jahrhunderten die Anden der Natur und der Kunst und auch manche andere wallen, aber fast immer nur solche mit wohlgefüllten Geldbeuteln. Und gerade würde ich wünschen, daß alle die Vichioien und Frierenden, die aller Seppenditen Entertien, wenigstens einmal in ihrem Leben gegen Rom pilgern könnten, einmal könnten trauten werden von der Pracht der italienischen Sonne und all dessen, das sie beleuchtet. Wer ein einziges Mal das Gläd hatte, die Alpen südwärts zu überschreiten — es darf nur nicht während des Krieges gewesen sein — der trägt zugleich mit einem unerbittlichen Reichtum auch die ewig brennende Sehnsucht in seiner Brust, das gelobte Land Europas und seine Beute wiederzusehen.

Italiens Leute! Wie lebendiger sind sie doch, wie ganz anders warm als die Bewohner des Nordens, wie entzündend und selbstlos, angefangen von der kleinsten Gefälligheit, die sie dem anderen reichen. Und wie angehend drückt sich die Eleganz, die Feiterkeit, das Temperament und die Regsamkeit des Italiensers in seine wundervollen Sprache, in jeder seiner Gesten und Bewegungen aus!

Jedoch ich merke, daß ich abseits von meinem Brede schreibe, daß diese Italien-Erinnerung zu einem ärmlichen Hymnus zu werden droht, während ich doch nur ein paar wenige, aber besondere Bilder aus dem Italien von heute hervorholen wollte, ein paar politische und soziale Streifblätter aus dem sonst mit Licht so überreich gesegneten Land. Ich habe mit Absicht in diesem Zusammenhang das Wort Streifblätter gewählt, um so vorweg anzudeuten, daß

auch in politischer Hinsicht das Dunkel aus dem Sonnenlande weicht, daß ich das Reich Mussolinis zu meiner großen Freude in helleren Farben angetroffen habe, als ich erwartet hatte.)

Wo immer ich Gelegenheit hatte — zwei Monate und seitdem verjassen — mit Männern oder Frauen aus dem italienischen Volke zu sprechen, zumal aber in Rom nahm ich wahr, daß Mussolini und sein Regiment vereinfamen. Ich habe ihn gesehen, den römischen Diktator und den Kranz, den er an dem Grabmal seines älteren Kollegen Julius Caesar auf dem Forum Romanum, majestätisch mit weltumspannender Imperatorengeste, niedergelegt hatte. Und ich sah, daß er gekrönt, mehr noch gekrönt ist, daß aber seine Macht nur mehr auf den Baionetten und Knäppeln gedungener Dunkelgestalten sich stützt.

Es war in Rom beim Begräbnis des sozialistischen Abgeordneten Casatini, der einige Monate nach dem furchtbaren Verbrechen an Matkotti ermordet worden war. Der Leichenzug, an dessen Spitze Mussolini schritt und den ein paar Tausend grauenervender, bis an die Zähne bewaffneter Faschisten bildete, bewegte sich von der Piazza del Popolo durch die ganze Stadt. Stimmlos, ohne geringstes Zeichen der Anteilnahme, nur aus Schaulust sah die vielzehntausendköpfige Menge dem Aufzug zu. Doch wenn irgendwo nur ein einziges lautes Wort aus den Reihen der stets zur Herausforderung geeigneten Schwarzbehemden fiel, wenn irgendwo eine kleine Verleumdung eintrat — sofort stürzten die auf den Plagen und Bürgersteigen Angeammelten in wilder Panik auseinander, in Setzengähnen und Häuser — so sehr verzieht sich das italienische Volk jederzeit jeder Gewalt der Faschisten, so sehr geht der Italiener heute sofort abseits, wenn ein sozialistischer Bölding nur die Hand rührt. Von einer Bereitwilligkeit, die Schlags und Angriffslust auf sozialistischer Seite zu unterstützen, sah ich niemals auch nur die leiseste Spur,

Ich sprach mit Aussehern und Schiffern, mit Freudenführern und Eisenbahneru — soweit sie auf den Faschismus nicht offen zu schimpfen wagten, war ihre Antwort auf jede Kennung seiner oder Mussolinis Namen eine unerschütterlich wegwerfende, verächtliche Handbewegung.

Ich ließ in der Pension bei einem Glas Mineralwasser, das mir das Stubennädchen brachte, verjuchweise erst den König, dann Mussolini hochleben. Als Befehd wurde mir ein „a basso“, ein Nieder-Daus juteil, dessen Kraft und Offenheit mich in Staunen versetzte.

Ich fuhr in kleiner Gesellschaft bei heilichem Tage mit einem Boot durch den Golf von Neapel. Ein anderes Boot, voll von jungen Mädchen, legte sich dem unferen an die Seite. Nach etwas mühseligem Gespräch — zu ausgiebiger Unterhaltung reicht mein Italienisch nicht aus — erkundigte ich mich unter anderem, ob unsere jüngsten Bekannten Faschisten wären. Mit Entrüstung gaben sie uns die Frage zurück, in ihrer Antwort nicht mit Unrecht verneinend, daß es auch deutsche Faschisten gäbe. Mit aller Augenkraft verdammt die Mädchen sodann Mussolini, „il re“ und „il fascimo“ und mit einer Keenstörung, die noch in der Erinnerung Hochgefühl in mir wachruft stimmten sie, ein paar Ruderstöße vom Quai entfernt, in mein Boot auf den Sozialismus ein. — Es waren Näherinnen. Schöne, lebensfreudige Arbeiterinnen, aus dem noch schöneren Neapel, Kampfgährtinnen.

In Capri — ich beneide mich um das Glück dort gewesen zu sein, wo sich die Natur als größte, andrungsunfähige Verschwenderin erweist — entdeckte ich in meinem Gastwiri einen glühenden Sozialisten, der aller Verfolgung zum Trotz unfer bleibt. Zwei Tage vor meiner Ankunft hatte er Hausarrest gehabt. Mussolini war nach Capri zu Besuch gekommen und die Handvoll Knäppelhelden der stark sozialistisch-kommunistischen Gemeinde verwehrte dem Signor P. den Austritt aus seinem Haus, damit Benito

nicht etwa unangenehme Ueberraschungen erlebe. Wie weit Signor P. die einjährige Verbannung einhielt, weiß ich nicht. Aber daß sie seinen und seiner Umgebung Kampfwillen nur noch stärkte, davon habe ich mich überzeugt.

Auf der Heimreise machte ich in Rom noch einmal Station, um Mancotti an seiner Stelle zu ehren, wo das Verbrechen an ihm geschah. Ein römischer Genosse geleitete mich hin. Unbedeutend legte ich meinen Strauch roter Ketten unter das Kreuz am Vungo Levere, unbedeutend fuhr ich von dannen. Die römischen Genossen nahmen mit Freude zur Kenntnis, daß an dieiem Blumengruß alle Genossen der deutschen Sozialdemokratie in der Ischjeschlovaler teilhaben.

Italiens Schätze, sein Himmel, sein Wasser, seine Landschaft, seine Menschen und die Größe und Vielheit seiner Kunst haben mich unendlich beglückt. Aber unbegriffen in der Freude meiner reichen Erlebnisse, die mir dadurch umso wertvoller erschienen, war meine Freude über den starken sozialen und sozialistischen Weis der der italienischen Nation innewohnt und bei Mussolini und dem Faschismus zu ertönen vermochte. Denn was ich selber sah und hörte und was inzwischen aus Italien berichtet wird, beweist, daß es mit der Herrschaft des Diktators und seines Systems zu Ende geht. Sie stehen auf schwachen Füßen, schon beginnen sie zuminst von Zeit zu Zeit ihr Gewand zu wechseln, das Schwarzbeind wird fadenscheinig und kommt aus der Mode. Wir freuen uns dessen als Sozialisten und im Namen aller jener von uns, denen jemals Gelegenheit werden sollte, das Land zu betreten, in dem neben den Zitronen noch viele andere Dinge blühen. Um wieviel reiner wird doch die Freude sein, ein Italien zu betreten dessen Volk die Reflexen ganz von sich abstreifte und das in seinem Reich, geschaffen zur Schönheit, volle Freiheit genekt.

E. Goldschmidt.

führte, vor sich her. Wer ihn von weitem kommen sah, mußte glauben, der Junge sei betrunken, so schwankte er hin und her. Er trug ein dreibeiniges Tischchen auf dem Kopf und einen dickhäutigen Papplaster unter dem Arm. Jürgen Wels, der in der Arbeit neben ihm stand, begegnete ihm mit Fröhlichkeit vom Bäcker. Er blieb stehen und troch vor Käste in sich hinein, während Hermann, ohne eigentlich zu wollen, seinen Schritt verlangsamte. „Na — du —?“

„Ich hab'n Stand auf'm Christmarkt“, sagte Hermann. Der Wind nahm ihm die Worte einzeln aus dem Munde und trug sie wie geschacht an Jürgen's Ohr, der eine Welle neben Hermann schritt und auf ihn eindrang: „Was handelst du denn?“ „Christmarktliche“, antwortete Hermann und preßte den Arm enger um seinen Papplaster, da er ihm zu entschlüpfen drohte. „Wa—a—s für —?“

Hermann verhauchte wenig Lust, keine kostbare Zeit hier zu verrodeln und beschleunigte seine Schritte, so daß Jürgen zurückblieb. Er hörte wie aus großer Ferne die Worte: „Schöllst of man lewer int warme Bett biewen sin“.

Der Sturm schaukelte in großen Bögen durch die Luft, so daß es Hermann war, als würde er unter Schneefand lebendig begraben. Aber er arbeitete sich durch bis zu seinem Torweg. Hier schob der Sturm wie im Spiel immer wieder in kurzen Stößen um die Ecke, sich zu überzeugen, ob auch die ausgewinkelten Häuschen noch dalagen, und dann trieb er alles haushoch, bis die Spitze der Schneefäule den Dachstuhl der Häuser erreichte. Früher gab er sich nicht zufrieden. Und wenn seine Strapazie zu Ende war, dann heulte er vor Vergnügen und klatschte in seiner trübseligen Freude Hermann Knebel um die Ohren und ins Gesicht, daß er blinde Augen bekam. Der Junge hatte Müde, den wackeligen Tisch aufrechtzuerhalten. Wenn nur nicht jeden Augenblick die Flamme ausgeht wäre, die das selbstgefertigte Trausgerant „Christmarktliche“ durchleuchtete. Jetzt waren die Streichhölzer aufgebraucht und er stand da im Dunkeln. Dieser verfluchte Schneesturm machte alle seine Hoffnungen zunichte. Die Käufer kamen bis an den Torweg heran, dann legte der Wind seine eisigen Arme wie Klammern um ihre Leiber, daß sie schauderten — und dann waren sie auch schon weiter. Und der Füttenjunge stand mit geballten Fäusten in den Taschen und starrte ins Dunkel auf seinen Tisch mit den Papierleichen. Seine Füße waren längst ohne Gefühl. Hin und wieder schlug er mit dem Knir um sich, um sie gebrauchsfähig zu erhalten — für den Fall... Ist — erlosch auch schon wieder das Licht. Es war neuen Uhr abends, er packte ein, lud den Tisch auf und kumpelte auf den erharteten Füßen heimwärts. Untenweg kam ihm in seinem Glend der Gedanke, der Teufel selber hätte ihn diese Erfahrung machen lassen. Die Schwestern waren besser dran als er. Die Älteste lieferte abends an die Puppenfabrik ab und erhielt, wenn's auch nur Pfennige waren, ihr Geld. Und die zweite zog von Laus zu Laus mit ihrer erlesenen „Geburt Christi“ und fand zu guter Letzt immer eine milde Dige Seele. Nur mit ihm — verflucht, es war der reine Lohn. Witten auf der Bankstraße horchte er angestrengt in die Ferne. Er hatte eine heillose Angst, daß ihm gerade in dieser Verfassung Jürgen Wels begegnen möchte. Denn er mußte zu genau in voraus, wie jämmerlich der ihn mit ein paar seiner lärmlichen Reden verhöhnen würde. In seinem Glend noch bekümmert ertragen, der so weh tat, ohne daß man sich wehren konnte — davor hatte er eine größere Furcht als vor einer Herde Anareifer, wenn sie in der Frühpause zwischen den Schladensfüßeln hinter der Mitter Straße spielten. Aber er vernahm keinen Laut. Er stellte die Schadel auf den Boden und zählte mit den kaltesten Fingern der freien Hand die Geldscheine in der Tasche. Er hatte gedacht, für den Weihnachtsabend etwas Besonderes zu bieten —

ein an der Krone des Weihnachtsbaums sich drehendes Musikspiel oder so etwas Reizliches. Nicht umsonst hatte er die Christbaumherrliche in den Schaufenstern stundenlang studiert, um sie nachahmen zu können. Er wollte nichts von dem Gelde — nur etwas schaffen, etwas, was nicht jeder fertig brachte, vorgehen können. Ein Blick in die Gesichter der Umstehenden — ihr Erstaunen — ihre glänzenden Startrauen: das wurde dann kein Lohn. Er wurde am schäblichsten entlohnt. War er nicht der ganzen Familie überlegen — er, der Erfinder? Aber — er schob den Kasten unter den Arm — wenn plötzlich Tauwetter einreten möchte —? Man konnte nicht wissen. Der Mond hatte heute so einen mächtigen Hof. Gestern allerdings auch schon. Aber — unmöglich war nichts. Das erste war am nächsten Morgen, daß er hinaushorchte, ob die Räder der vorbeigehenden Fuhrwerke auf dem Schnee knirschten. Verdammte! — ja, immer noch. Na, es waren nun noch drei Tage. Es konnte also doch immer noch kommen.

Als er in den Torweg trat, sah er da, wo er gestern noch keinen Tisch gefaßt hatte, einen hohen Schneehaufen zusammengesetzt. Das hatte aber sicherlich nicht der Wind getan — so hoch, das konnte der gar nicht. Und man sah auch noch die Spuren der Bekreuzer, sie liefen wie feingezogene Strahlen über die Schneedecke. Dieses Bad — diese Kerle —, aber sie konnten nicht wissen, wer er war, was wußten die von seiner Entscheidung. Er ließ sich irgendwo ein Schneeholz und arbeitete den Hausen, so gut es gehen wollte, zur Seite. So, nun war alles wieder wie an den übrigen Tagen. Heute hatte er mehr Glück mit dem Licht. Christmarktliche — das mußte weihnachten leuchten. Wenn er mal ganz schnell drüber auf die Straße lief und von dort aus —? Aber nein — natürlich gerade in dem Augenblick läme dann ein Käufer. So blieb er auf dem Posten und sah, wie die Menschenläusel sich vorbeischoben. Eine Frau mit zwei Kindern fragte ihn etwas, gerade im selben Augenblick, als ein Windstoß keulend um die Ecke gestrahlte, ihm in den Mund fuhr und seinen Atem wegging, als er antworten wollte. Er konnte nicht anders, als einen bellernden Husten herausstoßen. Als der Hustenanfall nachließ, war das Licht erloschen. Hermann Knebel hielt sich mit beiden Händen an dem Tischchen, seine Gestalt sah aus wie ein schlottender Geist.

Auf dem Nachhausewege merkte er, daß er sich diesen Klaukasten ausgesaßt hatte — vielleicht nur, damit er nachts nicht einschlafen könnte, um für die beiden letzten Tage des Christmarkts auf einen Ausweg zu sinnen. Aber schließlich war alles gar nicht mehr nötig, denn am anderen Morgen schüttelte ihn das Fieber, und er schrie wild auf: „Sakel den Tisch — haltet — der Strum weiß ihn weg!“ Mit Gewalt mußten sie ihn im Bett niederzwingen, denn er hatte unheimliche Kräfte. Gegen Morgen wurde er ruhig — ganz still. Als sie aufstiegen, sich von ihrem Schreden zu erholen und sich zu freuen über die Besserung, die nun seit einer Stunde eingetreten war, fühlten sie, daß der Körper steif und kalt war.

Am nächsten Tage kam der Standbesitzer und murmelte darüber, daß das Standgeld noch nicht gezahlt wäre. Um die Mittagszeit pochte Jürgen Wels an die Tür. Er sah verwundert in die verwirrten Gesichter und sagte, während er sich schon an Frau Knebel vorbeidrückte: „Et woll man blot na Hermann rin — et fall of'n F-gur'n verlopen, seggt min Dsch. Nu ward's ja woll wärmer.“ Die Tränen erstickten Frau Knebel's Stimme. Sie preßte ihr Tuch vor den Mund und starrte mit flimmernden Augen durch die kaltegeöffnete Haustür in die blendende Sonne, die mit matter Junge an einem massigen Schneeberge der Straße schielte.

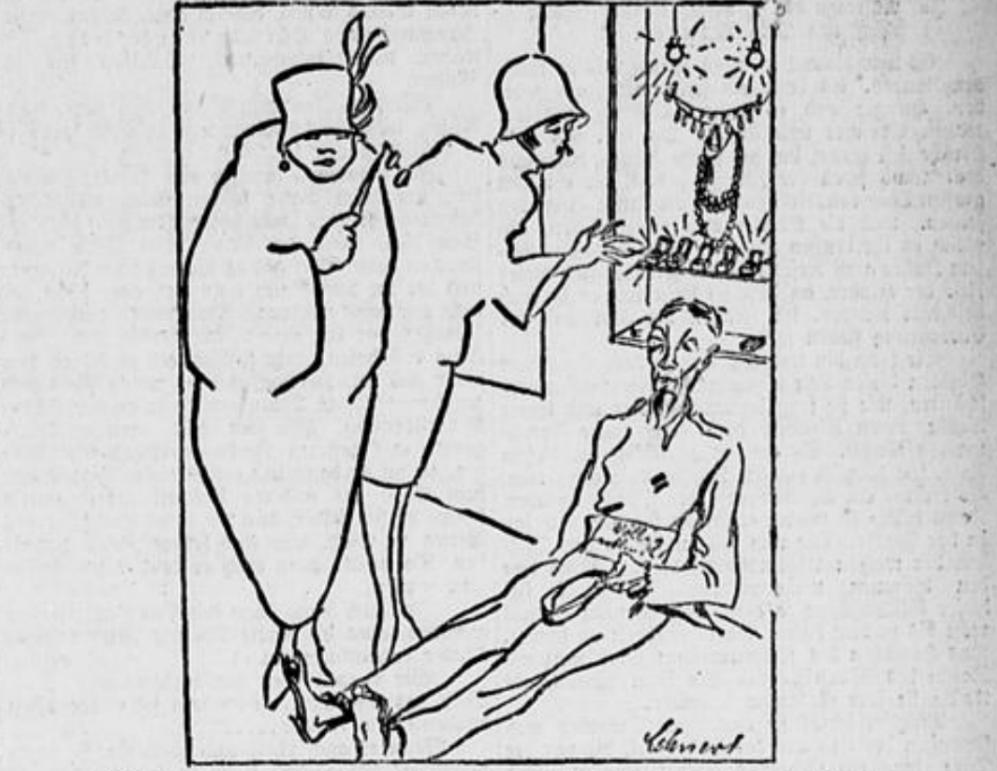
Zu diesem Nibelungenfilm.

Die Verfilmung des Nibelungenliedes durch Thea von Garbou war für die Nationalisten nicht deutscher Coureur der Anlaß, wieder einmal alle jene Eigenschaften als die Summe des deutschen Nationalcharakters hinzustellen, die von gewissen deutschen Kriegeren als jüdisch oder mindestens verwerflich zu umarmen sind. Das Nibelungenlied ist schon im Original nicht gerade eine Historie, deren Verfasser von patriotischer und defätistischer Reizungen befehl war. In der Fassung Theas von Garbou (der reinen Schreibung wegen ist es vorzuziehen, das „von“ beizubehalten, durch das sie die Verfasserin aus der Menge heben will) gewinnt die Mär noch an Schauerhaftigkeit. Daß man im zweiten Teil die Partie, die schöne Szenen ergeben hätten, wie die im Biede selbst so herrlich herausgearbeitete Donaufahrt, aus Bequemlichkeit oder mit Absicht wegließ, macht ihn fast unverdaulich. Es ist aber selbstverständlich blühender Unfug, das Kind mit dem Bade auszugießen, das heißt, das deutsche Volk zugleich mit Hagen und Gunther oder mit der blutrünstigen Thea „von“ zu verdammen und anzulügen. Die moralischen Gelehrten, nach denen die Helden des Nibelungenliedes handeln, sind nicht typisch deutsch und der Geschmack an blutigen Themen, wie sie im zweiten Teil der Sage vorherrschen, ist ebensowenig auf die Deutschen beschränkt gewesen. Wenn man eine falsche Argumentation der anderen entgegenzusetzen wollte, so könnte man darauf hinweisen, daß die ritterliche Kultur, deren Spiegel das Nibelungenlied ist, in Frankreich ihre Heimat hat und könnte die Franzosen aller jener Laster zeihen, die soeben den Deutschen vorgeworfen wurden. Zu dieser Auslegung des Epos für

und wider den deutschen Nationalcharakter also nur wenige Worte.

Das Nibelungenlied ist zur Zeit der Hochblüte des Feudalismus entstanden. Das Gepräge der feudalen Gesellschaft um das Jahr 1200 war in Deutschland, England und Frankreich im wesentlichen das gleiche. Es war eine in Lebensanschauung, Glauben, Sitten und Bräuchen wundervoll in sich geschlossene Gesellschaft, die damals an der Schwelle ihres unauflöslichen Niederganges noch einmal hohe, weithin in die Jahrhunderte leuchtende Kanäle warf. Aus ihrem bei aller schwebenden Anarchie wohlgeordnetem (— umgekehrt ist der Kapitalismus bei scheinbarer Ordnung zutiefst anarchisch —) System der vielen Bünde und Genossenschaften, der kleinen Wirtschaften und Gesellschaftskörper, aus der „Gesellschaft von Gesellschaften“, wie Landauer sie mit Vorliebe nennt, wuchs mit Notwendigkeit ein festes Sittlichkeitsideal. Vielleicht hat Europa nie mehr ein so gleichförmiges Bild in seinen moralischen Anschauungen geboten wie damals, als an den Höfen der englischen Barone, auf den Schlössern der französischen Ritter, in den Burgen Deutschlands und des normannischen Unteritaliens dasselbe Geles galt. Treue des Vasallen gegen seinen Herrn und Treue des Herrn gegen den Vasallen, der sich in seinen Schutz (in die Munt) begeben hat, sind die schweren Ecksteine dieses Systems einer Moral, die noch modernen Realisten patriarchalisch keine mehr ist. Die Treue Hagens gegen Gunther geht bis zur Mordbereitschaft, aber auch die Treue Gunthers geht soweit, daß sie den Mörder bis zum letzten Hauch schützt. Darin kommt die Heilsart des Weibes. Am erstenmal hat Engels gesagt, bricht in der ritterlichen Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts das Ideal der freien Gesellschaftliche Bahn durch die Bande der Konvention. Zum

Der Rückwärtslose.



„Muß sich der Mensch denn ausgerechnet hier hinlegen? Man kann sich ja gar nicht die Auslage ansehen!“

Proletariertind und Weihnachten.

Die Weihnachtszeit kam immer näher, die Freude der Kinder wurde immer größer. In Kunstspinnereien wurden geschmeidig jedes Kind wählte sich etwas vom Christkind bestellen. Alles sollte nach Wunsch sein, aber für manche Eltern war dies eine große Sorge hauptsächlich bei den Arbeiterfamilien. Jeder wollte seinem Kinde eine Freude bereiten, indem es allen hat anam Wenn der Vater abends von der Arbeit kam, erzählten die Kleinen, was sie tagsüber in den Schaufenstern gesehen hatten. Da kam mander Souffler aus der Brust der Eltern. So war es auch bei einer Familie, wo sich der kleine, neun Jahre alte Karl mit seinem ein Jahr jüngeren Bruder auf Weihnachten freute. Beide sahen dann abends beim Essen und erzählten. Mondschein hörte Vater und Mutter zu. Eines Abends, als sich die beiden Knaben zur Ruhe begeben hatten und der Vater glaubte, sie seien schon eingeschlafen, sagte er zur Mutter: „Was werden wir nur machen, wir möchten doch auch etwas kaufen, oder die Arbeit geht schlecht und mit jedem Keller wird gerechnet. Es ist wirklich ein rechtes Arzuz! Sie tun mir leid die zwei Buben. Ja, mußte die Mutter: von Jugend auf müssen die Kinder schon entbehren und so geht es das ganze Leben lang fort. Wenn es nur wenigstens mehr Arbeit gäbe dann ginge es noch. Na, verbrich Dir nur nicht den Kopf, Vater. Ich verdiene ja auch noch etwas.“ Karl hatte noch nicht geschlafen und hörte das Zwiegespräch der Eltern. Am nächsten Morgen ging er zur Schule, dachte über das Gehörte nach und überlegte, wie er ihnen helfen könnte. In ihm regte sich jetzt der Reim der wahren Kinderliebe, denn das junge Herz sah zum erstenmal die Sorgen der Eltern. So grübelte der Knabe den ganzen Tag und das Lernen in der Schule wollte ihm nicht so recht von hinten gehen. Frä-

mer hängen ihm die Worte der Eltern aus Ohr und als er am Abend wieder mit seinem Bruder beim Essen saß, erzählte er ihm allerlei schaurige Geschichten, nur nichts von Christkind, um so die Aufmerksamkeit des Kleinen davon abzuwenden. Des ließ sich nicht gut machen denn immer fragte der Kleine: „Wann ist Weihnachten? Was bekommt ich vom Christkind?“

So ging es Tag für Tag und die Weihnachtszeit rückte immer näher. Nun wollte Karl auch etwas verdienen. Wo er für jemand einen kleinen Weg machen konnte, tat er es. Das Geld, das er dafür bekam, sparte er heimlich zusammen. So hatte er es zu ein paar Kronen gebracht, als der heilige Abend da war.

Als dann das Abendessen vorüber war, kam die Bescherung. Die Kerzen wurden angezündet und die Eltern legten die wenigen Sachen, die sie kaufen konnten, mit stiller Wehmut unter den Tisch. Der kleine Emil wurde jetzt schon ungeduldig dagegen freute sich der größere Knabe im Stillen. Die Tür des Zimmers wurde aufgemacht und die beiden Knaben stürzten herein. Beide hatten große Freude. Für den kleinen waren ein Pferd und ein Bilderbuch auf dem Tisch. Der größere bekam etwas für die Schule und ein warmes Dind. Die Eltern standen dabei und gedachten ihrer eigenen Jugend. Dann sagte der Vater: „Künder freut Euch nur wenn es auch nicht viel ist, das Christkind war eben mit keinen Gaben zu Ende.“ Jetzt trat Karl mit seinen leuchtenden Augen hervor und sagte: „Vater, bei mir hat das Christkind auch für Dich und für die Mutter etwas hinterlegt.“ Dabei zog er ein kleines Mäppchen aus der Tasche und legte es auf den Tisch. Erstaunt sahen die Eltern und Mutter. Der Vater öffnete dann das Papier, aus dem einige Geldstücke rollten. „Wo hast du denn das Geld her, Karl?“ fragten die Eltern. „Auch vom Christkind“ erwiderte der Knabe und erzählte, was er im Bett erauscht hatte. Tränen der Freude standen den Eltern in den Augen. Ein einfaches, aber stiches Weihnachtsfest. Heinrich Lufsch-Weißkirchlich.

erstenmal finden wir unter zivilisierten Völkern, daß die Frau im hohen Ansehen steht. Die Frauen zu schätzen schenkte jeder Ritter am Tage der Schwereite. Darum darf Hagen die Beleidigung seiner Königin nicht dulden. Bräutigam und Gunters Schwach können nur mit Blut gelöscht werden. Aber niemals hebt Hagen seine Hand gegen die Feindin Kriemhild. Männer morden er und Kinder, das Weib verschont er. Die Auffassung birgt Grausames, laum Verständnisliches neben Schönen und Erhabenem. Tiefe Tragik wurzelt in ihr ebenso wie groteske Bächerlichkeit und Schauder. Aber es sind keine spezifisch deutschen Taster und Tugenden, die aus dieser Welt vor uns erstehen, wenn wir die Blätter der Geschichte aufschlagen. Sie sind nicht örtlich gebunden, sondern zeitlich, nicht durch Triebe des Blutes, der Rasse oder des Stammes bedingt, sondern durch ökonomische und soziale Gesetze. Die Welt, die das große, unvergängliche Epos von der Nibelungen Not geboren, ist verfallen, die Ideen, die damals lebendig waren, sind heute unverständlich und nur versteht die Zeit ihren Geist, dem der Blick in Vergangenes gegeben ist, der geborene oder geschulte Betrachter der Geschichte.

In Deutschland aber ist die Welt der Nibelungen nicht ganz gestorben. Nicht daß sie lebendig wäre. Sie geht gespenstisch um, sie spukt als düsteres Schweben durch die deutsche Geschichte und weigt wirre Fieberträume. In Frankreich hat sie aufgehört. Quelle des Nationalstolzes in sein. Kein Land hat ein so übersehmertes, hochentwickeltes Rittertum gehabt wie Frankreich. Kein Land hat so viele Säger des Ritterlichen in der Liebe und im Kampf, so viele Troubadours und Trouveres gehabt wie Frankreich. Aber welcher Franzos würde sich auf jene Zeit berufen, würde aus ihr den Nationalcharakter seines Volkes ableiten? Das französische Nationalbewußtsein wurzelt in der Großen Revolution. Ihre Ideen sind es, die noch heute, oft gegen alle Vernunft, das öffentliche Denken in Frankreich beherrschen. Ihre Tugenden sind wie ihre Taster in jedem Franzosen lebendig. Sie aber hatte ihre Vorbilder in der Antike, in der römischen Republik gesehen. So bindet den Franzosen nichts an sein Mittelalter. Auch der Engländer hat den Geist des Feudalismus überwunden. Noch Shakespeare lebt in ihm. Seine Kunst an der Wende zweier Zeiten noch einmal das Riesenleben der verfallenen Generationen nachführend und zugleich den Sturm neuer Geschlechter ahnen lassend, ist zur guten Hälfte gotisch, ritterlich. Dann kommt das große Geschehen des 17. Jahrhunderts. Die bürgerlich puritanische Revolution legt die Stuarts hinweg und mit ihnen jeden Rest des alten Englands der Landjunker und Barone, der Schlösser und Gärten mit toten übermütigen Reften, der Königsräuber und „Rinquater“, der Königsmacher, des Tower und der ewigen Blutgerüste. Das neue England entsteht, das meerbeherrschende Reich der Bears, die mit Baumwolle, Getreide und Eisen handeln, das England der skeptischen Philosophie, der Annalsbrüder, des Parlamentarismus, des England Nelsons, Pitts, Gladstones und Edwards VII. Alles, was in der Welt englisches Wesen bedeutet, der „Can“ des Gentlemans, vielgerühmt und vielgehäht, ist ein Produkt der bürgerlichen Revolution mit ihren geistigen Nebenströmungen, des Puritanertums, der Rämerphilosophie, der Welt- und Geschäftsliebe. Auch England hat sein Mittelalter vergessen.

Das Märchen von den drei Briefen.

Im Auftrage vieler Kinder erzählt von Max Winter.

Es war einmal in alten Zeiten und in fremden Ländern. Es hatte ein schlimmes Jahr gegeben, Hunger gab es mehr als genug und leer waren Speicher und Truhe. Da kam das liebe Kirchenfest heran. Da, der große Junge, hatte aus dem Wald schon die Zweige geholt, die an dem großen Tische des Kirchenfestes die Stube schmücken sollten. Und die Mutter war es zufrieden, obgleich es ihr erstenummer machte, daß in diesem Jahre auch dieses Fest der Freude, auch dieses Fest der Kinder, an dem sie sonst immer so reich beschenkt wurden, im Zeichen der Not und der Entbehrung stehen sollte.

Sie sann hin und her, wie sie doch ihren drei Kindern diesen Tag wenigstens einigermaßen verschönern, wie sie trotz leerem Speicher und leerer Truhe ihren Kindern doch eine rechte Freude machen könnte. So war es ja üblich an diesem Tage. Da plötzlich erhellte sich ihr Antlitz, es war, als huschte ein Sonnenstrahl der Freude darüber. Dann blühte sie wieder ernst vor sich hin. Sie sah in der Fensternische und sah hinaus in das Treiben der weißen Blütenblätter, die der Wind von den Bäumen niederwirbelte. Manchmal fiel dieser Blütenstaub so dicht, daß sie nicht einmal recht bis zu dem nahen Wald hinübersehen konnte. Das Häuschen des Zimmermanns stand ganz am Rande des Marksteden. Sie sann hinaus, als wollte sie ihre Gedanken sammeln.

Plötzlich schraf sie aus ihren Träumen auf. Draußen hörte sie auf der Holzraspel, die vor der Türe lag, ein Scharren und Stampfen. Der Vater war heimgekommen und scharrte und stampfte sich den Staub von den Schuhen und Sohlen, damit er die blendend saubere Stube nicht beschmutze. Die Mutter ging ihm freundlich entgegen, stellte ihm die dampfende Abendsuppe auf den Tisch und ließ ihn gewähren. Er hatte keinen Gruß. Erst dann, als er ein wenig gesättigt schien, fragte sie ihn, ob er gute Postchaft bringe, ob es vielleicht noch vor dem Feste Arbeit geben werde. Der Vater war über Land gegangen mit Äxt und Säge auf der Schulter, um vielleicht anderswo Arbeit zu finden und durch sie Nahrung für seine Familie und sich. Er war ein geschickter Zimmermann und baute die leichten luftigen Wohnhütten aus Holz, die in diesem sonst so gesegneten Landstrich als Menschenwohnung ausgerechnet waren. Es gab meist warme Tage und nicht übermäßig kalte Nächte, so daß es in diesen leichten, luftigen Holzhütten am besten zu wohnen war. Freilich, wenn die Reiseroute schlecht ausgefallen war, da gab es dann auch kein Geld zum Hüttenbau und manch einer, der bei guter Ernte seine Holzhütte neu erwirbt, oder wenn gleichs einen Zubau gemacht hätte, beschied sich und wartete auf bessere Zeiten.

Da ihn nun die Mutter fragte, ob er gute Postchaft bringe, schüttelte er schweigend das Haupt.

„Nach dem Feste vielleicht! Ringsum brauchen sie keine neuen Hütten.“
Da war es der Mutter, als müsse sie zusammenzucken. Sie war aber eine tapfere Frau und wollte es den Mann nicht fühlen lassen, wie hart sie diese Postchaft traf. So stand sie denn auf, legte ihre Hand auf die Schulter ihres Mannes und sprach tröstende Worte und Worte der Hoffnung.
„Also doch vielleicht nach dem Feste! Doch eine Hoffnung! ... Nicht verzagen, lieber Vater, wir werden schon hinüber kommen.“

Konnte sich als „deutsche Treue“ auf immerwährende Zeiten etablieren. Nur in Deutschland geht man von dem Schlächterheldentum der Ritter und verplanzte Sitten in unsere Zeit, über die der Westen lachen muß. Nur in Deutschland lebt in den Burschenschaften und ihren Duellisten das Mittelalter als lächerliche Komödie fort. Die Symbole der alten Zeit wurden zur Maske, die Heldenmanieren zur Kauferei, der Geist ersäufte im Soff. Nichts ist echt an diesem Mittelalter und es kann nichts echt sein. Aber alles ist uns irgendwie verhängnisvoll geworden und läßt die Welt uns hassen oder belachen. Warum sind wir die unglückselige Insel, die solches Zwitertum bergen muß? Auch das ist erklärlich und die Schächer sind vor den Geheimnissen unserer Geschichte längst gefallen. Deutschland hat keine siegreiche Revolution erlebt. Deutschland hinkte in der ökonomischen Entwicklung bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts dem übrigen Europa nach. Es zeigte ein soziales Bild, das der ökonomischen Rückschrittlichkeit entsprach. Es blieb politisch zurück. Es brachte nicht die Kraft auf, den nationalen Einheitsstaat zu schaffen und es fand nicht den Mut zur Demokratie. Adel, Pfaffen und Fürsten blieben die Herren im Land. Bis 1919 war Deutschland ein Agh des Mittelalters; nicht des schönen erhabenen Mittelalters der gotischen Dome und der ritterlichen Epen; die sind einmalige Erscheinungen gewesen, die nicht wiederkehren, sondern des gespenstischen, blutigen Mittelalters der Winkelfürstentümer, der Grafen und der „von“, der wappengeschmückten Tafelentwürfer und Paradeuniformen, der Burschenschaften und der Berufsständler. Es ist auch, wie in jedem Verhängnis, in diesem Fluch etwas Gutes. Die Deutschen haben von allen Völkern am leichtesten den Weg zu den kulturellen Strömungen des Mittelalters zurückgefunden. Die Überwindung des flachen geistigen Liberalismus wird vielleicht leichter gelingen, weil Deutschland schon die Romantik erleben konnte. Aber das wagt nichts gegen die schlimmen Folgen unserer Mittelalterlichkeit.

Der Vater hätte am liebsten gepostert, wie er das gerne tat, wenn ihn Sorgen quälten, um seinen Namen Luft zu machen. Draußen mußte er manche Schelte und Prügel einstecken um des lieben Brotes willen. Dabei aber, da ließ er sich manchmal gehen. Hier war ja er der Herr. Das waren dann hammervolle Stunden für die Mutter.

„Was werden die Kinder von dem Vater denken, wenn er so postert und schimpft, wenn er so häßliche Worte spricht?“

Ja, manchmal gemigte eine kleinste Kleinigkeit, um beim Vater solchen Groll auszulösen, daß er die Kinder sogar schlug. Am häufigsten geschah dies, wenn der Vater beim Wirte vorgesprochen hatte. Dort gab es schäumenden Rotwein und der war dem Vater nicht gut, aber schon gar nicht gut den Kindern. Manchmal mußte der „Große“, der Lu, zum Wirte laufen und einen Krug voll holen. Jetzt freilich, als es keinen Hen mehr gab am Jähling, gab es wenig Rot's und gar keinen Trunk. Wenn der Vater an der Schenke vorüberging, hielt ihm wohl mancher Trinkgenosse aus besseren Zeiten einladend sein Glas hin, da war er dann mit einem tiefen Schluck aus dem Glase des anderen Bescheid, aber zum Sit konnte er sich selber, zum die bunte Holzhütte des Wirtes in Sicht, nur auf bessere Zeiten verweisen. Da wollte dann auch er wieder sein Glaschen trinken.

„Ja, auch heute hätte der Vater am liebsten gepostert, aber die sanfte Art der Mutter seiner Kinder entwarfachte ihn.“

„Wir werden schon hinüberkommen! ...“
Weiß, das sagst Du ... Aber was soll mit dem Feste werden? Die Kinder ...“

Wenn er auch schrie und schimpfte, sie sogar manchmal schlug, lieb hatte er seine Kinder ja doch. Das sah nun wieder die Mutter.

„Die Kinder ...? Wenn wir wollen, so können wir ihnen eine große Freude machen und uns selber dazu.“

Ungläubig sah sie der Mann an. Da setzte sie sich zu ihm an den Tisch, vor dem sie bisher gestanden, und sagte:

„Schau Vater, es hat mir schon bitternummer gemacht, daß wir unsern lieben Lu, dem munteren Lu und unherer Lu keine Freude, aber auch nicht die kleinste bereiten können.“

Sie schlopfte tief Atem.
„Bitterer Nummer ... Der Lu hat die Zweige schon aus dem Walde geholt, sie sind schon eingetroffen, die Bänder habe ich noch vom vorigen Jahr und ein ge Kapsel habe ich noch im Reisstrich versteckt ...“

Wieder stockte sie und sah ihren Mann an. Der aber schweigend. Und so fuhr sie dann fort:

„Diese Kapsel werden wir an die Zweige binden. Drei Kapsel, köstliche, schöne Früchte! Rotback und gesund. Jedem einen und allen Drei mit jedem Apfel ein Geschenk ... Das habe ich mir heute schon so ausgedacht.“

Jetzt sah der Mann auf.
„Ein Geschenk mit den Äpfeln? Was für ein Geschenk?“

„Ein Blatt Papier!“
„Ein Blatt Papier?“

Ja und darauf ein gutes Wort ... Ein Versprechen, lieber Vater ... Ich wills den Kindern geben und mit meiner Unterschrift bekräftigen ... Kenn mich nicht eine Märrin ... Wenn Du kannst, so tu mit.“

„Was soll das? Was für ein Versprechen?“
„Hör! Der erste Apfel wird in ein Blatt gehüllt, auf das ich schreiben will: „Liebe Kinder! Ich habe schon manchmal häßliche Worte gegen Euch gehabt. Schimpfworte. Verzeihet mir. Ich“

will Euch künftig nicht mehr schimpfen. Schimpfen ist häßlich. Eure Mutter.“
Da lachte der Vater aus vollem Halse und fast wollte er die Mutter einen Dummkopf nennen, aber das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Er nahe verlegen fragte er nach einer Weile.
„Und der zweite Apfel?“
„Auf das Blatt, in das dieser gehüllt wird, will ich schreiben: „Liebe Kinder! Ich habe Euch schon manchmal geschlagen. Ich tat es, weil ich glaubte, als Größerer und Stärkerer auch dazu das Recht zu haben. Heute weiß ich, daß das Gewalt ist und ich will Euch nicht Gewalt geben, sondern Liebe. Der Stärkere hat die Pflicht, dem Schwächeren zu helfen, er hat nicht das Recht, ihn zu unterdrücken. Ich aber will Euch helfen! Eure Mutter.“
Diesmal lachte der Vater schon nicht mehr. Er war ein wenig nachdenklich geworden.
„Und der dritte Apfel?“
„Auf der Hülle dieses Apfels will ich sagen, was mir am liebsten wird: „Liebe Kinder! Ich habe es felsen getan, daß ich Euch um Rotwein in die Schenke gekickt habe, aber ich werde es nicht mehr tun. Unlängst einmal mußte ich sehen, daß Lu auf dem Wege von der Schenke nach Hause von dem Wein kostete und ich will ihn nicht dazu verleiten. Wer sich an solches gewöhnt, schmeißt dann leichter und er schlägt dann leichter die Schwächeren, wenn ihm der Wein zu Kopfe steigt und ihm festschen Mut macht. Ich werde Euch also niemals mehr um Rotwein, der eigentlich ein böses Gift ist, in die Schenke schicken. Eure Mutter.“
Der Vater schweigend. Er mußte daran denken, was er sich immer vornahm, so oft er jetzt an der Schenke vorbeilam. Er wollte sich schablos halten, so bald er wieder einige Pen verdiente.
Wortlos stand er auf. Er war nicht gerade rosiges Laune. Er brumnte etwas. „Das letzte, was der Mensch hat, soll er auch noch hingeben ...!“ Dabei rief er heftig seinen weiten lästigen Liebeswurf auf.
Da entgegnete ihm seine Frau: „Du mußt es nicht hergeben. Ich werde es gerne entbehren. Aber Du sollst nur eines tun, gleich mir die Kinder nie in Versuchung führen, auch davon zu kosten. Dabei hilf mir, Vater. Schide sie nie mehr in die Schenke! Hörst Du? Ich bitte Dich! Nie mehr! Auch die Luft der Schenke tut den Kindern nicht gut. Sie hören dort rauhe Worte.“
„Ich will es bedenken“, sagte der Vater kurz. Und er bedachte es in derselben Nacht und in der nächsten und in der letzten vor dem Feste. Die Mutter hatte in der Kammer schon die Blütenweige mit den Bändern und den drei Kapseln bereit. Der Vater sprach nichts mehr davon. Dann kam der große Tag. Es gab gute Suppe und reichlich Reis. Die Mutter hatte zu sparen verstanden, um diesen Tag freudiger gestalten zu können. Dann trug sie die Zweige herein und stellte sie mit dem Brunkstück ihres Bestes, der hohen Kasse, auf den Tisch. Da fiel gerade die Sonne durch die Scheiben und leuchtete auf die drei Äpfel, die kein Säubelch in ihren papierernen Hüllen steckten. Die Mutter ermunterte die Kinder zuzugreifen. Im nächsten Augenblick las jedes der drei Kinder seinen Brief. Dem Lu sagte die Mutter über die Kapsel, er kane den Brief vom Schloßen erwirkt. Kaum sah sie den Brief, als sie zu ihrem Manne eilte und ihm freudig um den Hals fiel.
„Ich danke Dir, Vater, ich danke Dir ...“
Und sie tat recht daran. Der wackerer Mann hatte heimlich in der dritten Nacht unter alle drei Briefe neben den Namenszug der Mutter sieben „und Euer Vater.“

Es lag darum nahe, den Nibelungenfilm zur Propaganda gegen das Deutschtum zu verwerfen und gegen eine bestimmte Art des Deutschtums wollen wir es selbst auch tun. Schon in der Nibelungen Sage deutet sich etwas von jenem deutschen Geist an, der später vorgeben konnte, daß an ihm die Welt gemessen werde. An der Gestalt Siegfrieds oder Fausts erhärtet wirkt die Phrase, die sonst blutiger Hohn scheint, fast ernst und tragisch. Aber der Geist, der schließlich verberichtet wird, der eigentliche Kern des Liebes in der letzten Fassung bleibt doch Hagens Schicksal und der gräßliche Untergang. Und Hagens Tugend bleibt ein Find es, die unheilvoll fortwirken bis auf unsere Tage. Gerade die Nachkriegszeit hat das ganze Mittelalter Deutschlands in seiner Scheußlichkeit wieder entziffert. Was ist dieser Hille anders als die stinkende Nachgeburt eines längst ausgezeigten Heldenalters. Im besten Fall wirken solche Figuren als Narren. Das ist über Abblatich der Vergangenheit, nichts von dem wahren Geist der Zeit, die man erwecken und nachahmen will lebt in ihm, nur die Laster sind geblieben. Da sind Landsknechtsfiguren wie Schlager und Basallen wie die Hunderte von Mördern, die das traurige Amt auf sich luden, ihre entflohenen Fürsten an den Beauftragten des Volkes zu rächen. In dem Deutschland, das sich vom Schreckensregiment der französischen Revolution mit frommem Schauer wandte, konnten Hunderte ermordet werden, ohne daß eine moralische Entrüstung unter den „besseren“ Schichten der Gesellschaft zu merken war. Der Nord aus Vaillantum, der Nord, wie Hagen ihn geübt, ist erlaubt. Das ist nach 700 Jahren noch das oberste Sittengesetz weiter Teile des deutschen Volkes. Und der Mörder wird verurteilt, beschützt, vertribigt, ehelos ist, wer ihn verrät oder ausliefert. Regierungen stellen sich in den Dienst dieser „Idee“; Resendach wanderte in den Kerker, aber Ehrhardt wird beschützt. Und daß dem Helden die Sänger nicht fehlen, marschieren ganze Regimenter völkischer Künstler auf, unter denen Adolf Bartels und Dinter nicht einmal die kraßesten, sondern nur die bekanntesten

Fälle sind. Es ist eine Welt aus Dred und Papp, mit Flitter und Rauchgold bemalt, die hier gebaut wurde; Zirkusgeschrei gilt als Männerworte und hohle Blechmusik als Fanfare. Der Geist der Gewalt, des Mordes und des Komödiantentums feiert Triumphe. Man sehe sich die nationalen Heroen an. Bismarck ist an ihnen gemessen, sicher tatsächlich ein Peros, aber auch er ein Bild von Brutalität. Und aus fünfshundert völkischen Führern greife man willkürlich einen heraus, man wird an ihm alle Tugenden finden, die uns als Laster an den Helden des Nibelungenliedes auffallen, wenn wir sie nicht historisch, sondern aktuell betrachten.
Thea von Harbou hat sich, als sie den Geist, dessen ihr „von“ nur ein bescheidener Bruchteil ist, erwecken wollte, ein Verdienst erworben. Sie hat das deutsche Mittelalter, in seiner fischigen Nachahmung zur Diskussion gestellt. Wer bekennt sich zu dem, was in dieser Welt edel, rein und lebensberechtigt ist, und wer zu dem zeitlich, epochal Gebundenen. Wer bekennt sich zu Siegfried und weiter zu Dürer, zu Rembrandt, zu Lessing, zu Goethe, zu Schiller, Kant, Lassalle und Bebel, zu Liebknecht, Rathenau und zu den ungeheuren, aus den Tiefen zur Höhe neuer Kultur klimmenden Riesen, der da heißt „deutsche Arbeiterklasse“? Und wer bekennt sich zu Hagen, dem Mörder und Gunter, dem Geiler des Mörders, und allen denen, die diese „deutsche Treue“ heute in die Tat umsetzen; wer steht mit Sudendorff, Hitler, Ehrhardt, und den Namenlosen, an deren Händen das Blut der gemordeten Deutschen und die Tinte völkischer Schreibstuben fließt?
Man kann aus schlechten Filmen lernen, wie man aus schlechten Bildern und Romanen lernt. Schwere ist es, aus Filmen zu lernen, die Gutes und Schlechtes vereinen. Thea von Harbou hat uns ein schweres Lehrmittel geliefert. Wir wollen uns bemühen, trotzdem aus ihm zu lernen. Dieser Nibelungenfilm könnte ein Lesebuch des deutschen Volkes werden.
Emil Franzel.

Viele kleine Weihnachten.

Von Franz Molnar.

An einem Weihnachtsabend gehe ich allein durch einen Fichtenvaid. Plötzlich lautet es irgendwo in der Nähe. Ueber den knirschenden Schnee klingt rein der Glockenton, und ich muß lächeln, so lieblich deucht es mir. Ich bin in die Richtung, aus der das keine Klängen herönt, und sehe Tausende von kleinen Gloden, die mir entgegen tanzen. Manche schwingen sich allein in ihrem winzigen Silberrocken, andere springen zu zweit, die meisten wollen jedoch in Anäueln von Dunderen und lachen Angond. Zuweilen reißt eine sich ungeschickt los, läuft der Menge nach, schüttelt sich und klingelt. Unendlich viele sehe ich. Alle weiß und glänzend, ein ge von ihnen so winzig, wie ein Erbse Korn. Sie ziehen eine leuchtende Spur über ihren Weg, und wie ein klingender Strom fließen sie mir entgegen.

Ich trete unter sie, lache sie an, und wie ich den Waldesrand erreiche, sehe ich, daß der ganze Berg voll von ihnen ist. Sie flüchten vom Gipsel ins Tal, nicht mehr zu Tausenden, sondern zu Millionen. Sie fliehen, sie rollen, sie läuten; die ganze Luft ist erfüllt von ihrer Schwingen. Ihr Licht erhellte die Nacht. Lauter silberne glänzende, lachende, silberne schimmernde Fräulein.

Jetzt weiß ich, was das ist. Erab vom Bergesgipfel laufen unzählige kleine Gloden, wälzen sich zur Rechten und zur Linken. Hinter ihnen kommt eine Million winziger Kerzenflämmchen, lauter kleine gelbe Wachslergen — denkt euch, daß auf einer großen Wiese plötzlich jeder Kalm sich entzündet und die Spitze sich als kleine Flamme in Bewegung setzt und so die ganze erhellte Wiese marschiert. Wie gesagt, ich mußte, was es war. Ich höre die Postchaft: „Es gibt viele kleine Weihnachten! Begrüße sie!“

Ich hätte gedacht, eine solche Begegnung müsse das Herz mit andächtigem Schreden erfüllen. Doch ne n, jetzt weiß ich, daß dem nicht so ist. Gelle große Laune lockt in meine Seele. Ich freue mich und jaudze. Eine Stimme sagt: „Jetzt, da ich hier gehe, kommt jemand zur Welt. Seitern wurde jemand geboren und morgen wird wieder jemand geboren. Du kannst es nicht wissen, ob nicht der Welt größter Dichter geboren wird oder des tiefsten Rätsels Löser nicht gestern zur Welt kam. Jeden Tag ist Weihnachten. Nur ihr wißt es nicht. Jeden Tag kann jemand geboren werden, der best mit ist, euch alle zu trösten.“

Ich antwortete nicht, mein Herz klopfte vor Freude. Mit zur Erde gesunkenen Augen ließe ich stehen und lache glücklich. Die Stimme spricht: „An dem Tage, an dem Galilei geboren wurde, wußte niemand, daß Weihnachten war. Auch ewer großer Dichter Goethe wurde einmal geboren. Auch das war Weihnachten. Und auch Raffael's Geburt bedeutete Weihnachten. Und wo ein Weib weint, wo ein Kind geboren wird, dort sollt ihr alle in Ehrfurcht das Haupt senken, denn ihr könnt nicht wissen, ob nicht Weihnachten ist. Nicht später, nicht nach einem langen Warten; er ist sofort ihr auch des heiligen Tages der Geburt entstinnen, denn jeder Tag ist Weihnachten, wenn auch nur ein kleines.“

Ich stand mitten drin im Meer der Flämmchen, die mich vorn und rückwärts, links und rechts umgaben. Die Glöckchen gingen voran. Schon waren sie nicht mehr sichtbar. Nur ihr bescheidener, lieblicher Klang schwebt nach auf Windesflügeln leise, kaum hörbar.

Ich blieb stehen und wartete, bis die Menge der Flämmchen an mir vorbei war. Immer kleinere Lichtlein kamen. Zum Schluß so klein, wie Sternadeln von. Aber auch die gingen noch in regelrechten Reihen, wohl einen Kilometer lang. Und dann kamen noch winzige, daß ich mich zur Erde bücken mußte um sie zu sehen. Die waren nicht größer als die abgetrocknete Spitze einer Nadel. Eigentlich wußte ich gar nicht, wann der Aufmarsch zu Ende war, so langsam, so sein löste er sich auf. Die letzten Flämmlein konnte man nicht mehr sehen, sondern nur ahnen. Ich weiß nicht, wann und wie die Reihen zu Ende gingen.

Dann, wieder allein im finsternen Walde, sah ich mich um. Weit, sehr weit waren sie schon weg. Nur noch ihr leuchtender Nebel streifte über den Berggründen wie ein heller Schleier, der den ganzen grauen Abhang bedeckte, so sehen die vielen kleinen Flämmlein von ferne aus. Ich blüete ihnen nach, bis sie ganz verschwunden waren. dort, wo der Berggründen endet. Plötzlich bemerkte ich, daß auf dem betrachteten Berggründen die Schneedecke sich zu erheben begann. Die Flämmchen steigen den nächsten Berg hinan.

So schritten sie in der kalten Winternacht über die Berge, von einem zum anderen, vorne das Glöckchen, rückwärts die flammende Wiese. Bis ihr Glanz in immer weiteren Fernen sich verlor und endlich in der aufgehenden Sonne zu lichtem Dunst veran ...

Die Freude nennen sich aufrichtig, die Feinde sind es — daher man ihren Tadel zur Selbsterkenntnis benutzen soll als bittere Arznei.

Wer unter Menschen zu leben hat, darf keine Individualität, sofern sie doch einmal von der Natur gesetzt und gegeben ist, unbedingt verwerten, auch nicht die schärfste, erbärmliche oder lächerliche. Er hat sie vielmehr zu nehmen als etwas Unabhängiges, das so sein muß, wie es ist; und in den argen Fällen soll er denken: „es muß auch solche Ränge geben“. Pakt er es anders, so tut er „recht und fordert die andern heraus zum Krieg auf Tod und Leben.“
Schopenhauer.